

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #9 oktober 2017

- **Kein Recht auf Einbürgerung**
- **Die Königin von Bern**
- **Wenn Leidenschaft leiden bedeutet**
- **Bussana Vecchia – Ein Spaziergang**
- **Im Gespräch mit Tamara Funicello**
- **SUB-Seiten: Auf in die Zweiklassen-Uni!**



ethiopian restaurant - take away

Äthiopisch essen im Quartier



Einfach mit der Hand ein wenig Fladenbrot zurechtzupfen, eine leckere Sauce darin einpacken und beim Kauen darüber sinnieren, wieso Mahlzeiten garantiert jedes Mal besser schmecken, wenn man sie mit den Fingern isst. Äthiopisch zu essen ist ein ganz spezielles Erlebnis für alle Sinne. Probieren Sie es aus und besuchen Sie uns! www.injera-restaurant.ch

schauspiel

VERDING- BUB

Plinio Bachmann & Barbara Sommer
Nach dem gleichnamigen Erfolgsfilm
Ab 13. Oktober 2017, Stadttheater

**FÜR 15,- CHF
MIT DER JOKER
CARD INS
THEATER***

**KONZERT
THEATER
BERN**

*Mehr Infos zur Joker Card unter www.konzerttheaterbern.ch

Editorial

#9

Liebe Freundinnen und Freunde frühherbstlich-psychedelischer Pilzgattungen

Na, das gesuchte Traumpilzchen im Walde nicht gefunden? Macht nichts, denn wir bieten euch auf den folgenden Seiten einen persönlichen, bewusstseinsweiternden Spaziergang durch unser Blätterwäldchen. Der Trip beginnt mit der Vision eines «Rechtsanspruchs auf Einbürgerung», bevor ihr in die farbenfrohe Welt der Berner Dragqueen Clausette La Trine eintaucht. In tiefer Entspannung verschiebt ihr transzendent die Grenzen der Vorurteile über Pädophilie und tanzt euch mit Bussana Vecchias Kunstschaffenden in die nächtliche Ekstase. Psychedelische Höhen erreicht ihr beim fiebrigen Plaudern mit der Juso-Präsidentin Tamara Funicello. Falls sich eure Gedanken nach der Lektüre in der «Hier noch»-Rubrik verlieren, sind das lediglich Artefakte, die sich beim Weglegen dieser Ausgabe (hoffentlich?) wieder legen. Herbstdepression, Studienanfangs-Neurose und Schlecht-Wetter-Manie sind da ebenso Schnee von morgen. Schwämmige Grüsse!

Eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch
www.studizytig.ch

es gchäär 4

– Kein Recht auf Einbürgerung

charaktergring 8

– Die Königin von Bern

häregluegt 11

– Wenn Leidenschaft
leiden bedeutet

ännet dr gränzä 14

– Bussana Vecchia –
Ein Spaziergang durchs
«villagio degli artisti»

plöderlet 20

... mit Tamara Funicello

wärweistä 24

grümschelichschtä 25

sub-seiten 26

– Auf in die Zweiklassen-Uni!
– Mein Name, meine Identität!
– «Und, was machsch
när dermit?»

Kein Recht auf Einbürgerung

Selbst jene Ausländerinnen und Ausländer, welche alle Einbürgerungsvoraussetzungen erfüllen, haben keinen sicheren Anspruch auf die Schweizer Staatsbürgerschaft. Dies, weil es keinen Rechtsanspruch auf Einbürgerung gibt. Das Bundesgericht hatte diesen Sommer die Möglichkeit, das zu ändern.

Historisch beruht der Grundsatz der Einbürgerung auf der Vorstellung, dass die Vergabe der Schweizer Staatsbürgerschaft ein politischer Entscheid des Souveräns sei und keiner Begründung bedürfe. Wie bei politischen Wahlen verschloss sich damit auch der Weg zu einer gerichtlichen Beurteilung. Daher ging das Bundesgericht früher auf Willkürbeschwerden bei negativen Einbürgerungsbescheiden auch nicht ein. Der verstorbene Rechtsprofessor Yvo Hangartner fasste die frühere Handhabung kritisch zusammen: «Das System der Einbürgerung nach Ermessen hat in Verbindung mit der Praxis des Bundesgerichts, auf Willkürbeschwerden nicht einzutreten, dazu geführt, dass die in den Kantonen und Gemeinden für die Einbürgerung zuständigen Behörden und Versammlungen Stimmberechtigter mehr oder weniger machen konnten, was sie wollten.» Seit dem Jahr 2003 geht das Bundesgericht auf Grundrechtsverletzungen wie eben beispielsweise Willkürbeschwerden ein. Doch bis heute haben Ausländerinnen und Ausländer keinen «Rechtsanspruch auf Einbürgerung». Auch wenn sie alle Voraussetzungen für die Staatsbürgerschaft erfüllen, können sie sich den Schweizer Pass nicht vor Gericht einklagen. Im besten Fall weisen die Gerichte bei legitimen Beschwerden die Einbürgerungsbehörden nur dazu an, die Gesuche neu zu beurteilen. Unter

Einhaltung bundesrechtlicher und kantonaler Mindestkriterien kann deshalb laut der juristischen Sprache «nach Ermessen» entschieden werden. Damit wird den Entscheidungstragenden ein gewisser Spielraum ermöglicht. Eine zentrale Problematik liegt darin, dass Einbürgerungsinstanzen wie beispielsweise Gemeindeversammlungen die Gesuche jedes Mal auf eine andere Weise ablehnen können und teilweise auch tun. Sie sind nur dazu verpflichtet, ihren Entscheid zu begründen. Dies kann zu einem beschwerlichen und ineffizienten Einbürgerungsprozess führen, wie ein Bundesgerichtsentscheid aus diesem Sommer zeigt.

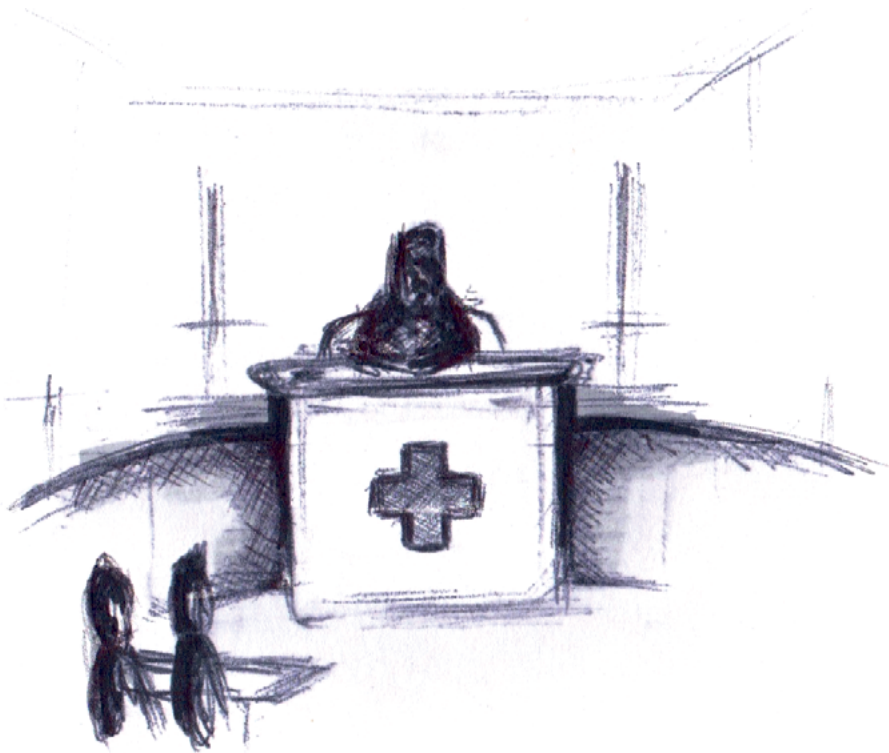
Ehrenmord gegen Liebe

Im Deutschunterricht lernen sich die Asylsuchenden Fatma* und Hamza* (Namen geändert) kennen. Sie ist irakischer Herkunft, er Pakistani. Durch den Unterricht kommen sie sich näher, finden Gefallen aneinander und verlieben sich. Die Liebe gedeiht über die Jahre und bald möchten die beiden auch heiraten. Jedoch verbietet Fatmas Vater eine Beziehung zwischen seiner Tochter und einem Pakistani, weshalb sie sich mit dem Vater zerstreitet. Fatma distanziert sich von ihrer Familie und bindet sich an Hamza. Für das Paar ist das zerrüttete Verhältnis aber bedauerlich und ein Freund Hamzas versucht deshalb

zu vermitteln. Er möchte die zwei Familien wieder zueinander führen, doch der Versuch scheitert gewaltig: Hamzas Freund wird von einem Familienmitglied Fatmas angeschossen. Die Liebe zwischen Fatma und Hamza droht in einem Ehrenmord zu enden.

Die Behörden reagieren schnell und nehmen das Paar in ein Personenschutzprogramm. Hamza muss zu seiner eigenen Sicherheit unverzüglich seiner Arbeitsstelle fernbleiben. Das Paar wird aus dem ihnen bekannten Umfeld im Kanton Bern gerissen und in einen anderen Kanton umgesiedelt. Am neuen Wohnort sollen sie sich einleben, wobei sich die Stellensuche allerdings als schwierig erweist. Anfangs hat Hamza als Asylsuchender keine Arbeitsbewilligung für den neuen Wohnort und Fatma befindet sich in der Ausbildung. Auch als sie 2004 den C-Ausweis erhält, die Niederlassungsbewilligung, und Hamza als ihr Ehemann dadurch den B-Ausweis, die Aufenthaltsbewilligung, bleibt Hamza stellenlos. In seiner bereits akuten Notlage muss das Paar über drei Jahre zusätzlich Sozialhilfe im Umfang von rund 73'000 Franken beziehen.

Neun Jahre später, im Februar 2013, reicht das Paar ein Einbürgerungsgesuch bei der Wohngemeinde ein. Inzwischen haben Fatma und Hamza eine kleine Tochter und sind beide arbeitstätig.



Die Wohngemeinde sichert der Familie im Juni das Gemeindebürgerrecht zu und leitet das Gesuch zwei Monate später weiter. Bevor die Militär- und Polizeidirektion (POM) des Kantons Bern über eine Zusage oder Verweigerung des Kantonsbürgerrechts entscheiden kann, muss der Bund das Gesuch prüfen und einen Entscheid fällen. Ein halbes Jahr später erteilt das Bundesamt für Migration, heute Staatssekretariat für Migration, die Einbürgerungsbewilligung des Bundes. Doch der Kanton Bern lehnt als letzte Instanz das Gesuch der Familie im Februar 2015 ab. Die Entscheidung wird damit begründet, dass Hamza und Fatma «bezogene Leistungen der Sozialhilfe aus den vergangenen zehn Jahren nicht vollumfänglich zurückbezahlt hätten, was nach der neuen Verfassungsbestimmung Voraussetzung für eine Einbürgerung sei».

«Keine Einbürgerung von Verbrechern und Sozialhilfeempfängern»

Mit der «neuen Verfassungsbestimmung» ist die Umsetzung der Volksinitiative «Keine Einbürgerung von Verbrechern und Sozialhilfeempfängern» der Jungen SVP des Kantons Bern gemeint. Diese wurde im September 2013 dem Berner Stimmvolk vorgelegt und angenommen. Zu diesem Zeitpunkt sind sieben Monate

verstrichen, seit Fatma und Hamza ihr Einbürgerungsgesuch eingereicht haben. Der Regierungsrat bestimmt den 11. Dezember 2013 als Umsetzungsdatum der Initiative. Der Initiativtext enthält jedoch keine Bestimmungen darüber, was mit Gesuchen passieren soll, die zwar vor der Abstimmung eingereicht wurden, nach der Annahme jedoch noch unbearbeitet sind.

Im Grossen Rat führt vor allem die Umsetzung der Initiative zu Diskussionen. Der Kantonsparlamentarier Hasim

«Eine Person, die während acht oder neun Jahren ohne fremde Hilfe für ihre wirtschaftliche Existenz gesorgt hat, nimmt offensichtlich am Wirtschaftsleben teil.»

Sancar von den Grünen reicht mit vier anderen Grossrätinnen und Grossräten eine überparteiliche Motion ein. Diese verlangt einerseits, dass zum Zeitpunkt der Abstimmung laufende Einbürgerungsverfahren nach dem alten Einbürgerungsgesetz behandelt werden sollen und andererseits, dass die neue Verfassungsbestimmung durch die Bundesversammlung gewährleistet werde. Denn Kantonsverfassungen bedürfen einer Gewährleistung des Parlaments, um bundesrechtlich konform zu sein. Eine solche ist bis zum Zeitpunkt der Motion noch nicht eingetroffen. «Der Regierungsrat hat also eine Initiative umgesetzt, die rechtlich gar nicht verankert ist», kritisiert Sancar an einer Grossratsitzung im September 2014. Unklarheiten darüber, wie hängige Gesuche zu bearbeiten sind, führen in vielen Gemeinden zu Verwirrung, weswegen Gesuche auch auf Eis gelegt werden. «Viele Gesuchstellende haben aber bereits die Bearbeitungsgebühren bezahlt und auf eine baldige Antwort gehofft», fügt Sancar hinzu. Die Motion scheitert im Kantonsparlament: Sie wird mit 77 Nein-Stimmen zu 66 Ja-Stimmen bei zwei Enthaltungen abgelehnt.

73'000 Franken Rückzahlungspflicht

Fatma und Hamza befinden sich somit in einem Einbürgerungsverfahren, das nach neuen Regeln spielt. Nachdem Gemeinde (2013) und Bund (2014) ihre Zustimmung zur Einbürgerung geben, lehnt der Kanton im Februar 2015 den Antrag für das Paar und ihre Tochter ab. Dies, obwohl das Sozialamt die bezogenen Leistungen gar nicht zurückfordert: Nach der eindeutigen Berner Gesetzgebung müssen betroffene Personen Leistungen erst zurückbezahlen, wenn sich deren «wirtschaftliche Verhältnisse wesentlich verbessert haben». Die von der Sozialhilfe erhaltenen rund 73'000 Franken nur zum Zweck der Einbürgerung zurückzuzahlen ist für die Familie trotz aller wirtschaftlichen Integration und Unabhängigkeit unmöglich.

Fatma und Hamza entschlossen sich, den Negativentscheid juristisch anzufechten. Im März 2015 reichen sie beim Verwaltungsgericht Bern Beschwerde ein, doch dieses weist die Klage ab. Infolgedessen bleibt Fatma und Hamza lediglich der Weg ans Bundesgericht. Dieses

Sowohl Verwaltungsgericht als auch Bundesgericht stellen in ihren Urteilen fest, dass die Voraussetzungen für eine Einbürgerung mittlerweile erfüllt seien.

bietet als Letztinstanz die einzige Möglichkeit, den Entscheid von Kanton und Verwaltungsgericht rückgängig zu machen. Fatma und Hamza reichen eine subsidiäre Verfassungsbeschwerde ein: Sie seien in ihren Grundrechten verletzt worden, argumentieren sie.

Frontalangriff auf den neuen Verfassungsartikel

In der Beschwerde an das Bundesgericht wird der Artikel, welcher seit Annahme der Initiative «Keine Einbürgerung von Verbrechern und Sozialhilfeempfängern» in der Bernischen Kantonsverfassung steht, in drei Punkten frontal angegriffen. Erstens sei er nicht direkt anwendbar und benötige deshalb zuerst ein entsprechendes Gesetz, in welchem die Vorgaben aus der Verfassung ausformuliert werden. Bei der Anwendung des Artikels stützt sich die POM auf eine interne Wegleitung. Diese Verordnung formuliert als einziges offizielles Dokument die Spanne von zehn Jahren zur Rückzahlung der Sozialleistungen. Der Rechtsvertreter von Fatma und Hamza, Willi Egloff, sieht im Handeln der POM eine Verletzung der Gewaltenteilung und somit des Legalitätsprinzips, denn die POM als Exekutivorgan spezifiziere das Gesetz nach eigenem Gutdünken und ohne Mitsprache der Legislative.

Zweitens verstosse eben die durch die POM festgesetzte Zeitspanne von zehn Jahren gegen das Willkürverbot. Aus bundesrechtlicher Sicht ist bei der Beurteilung eines Einbürgerungsgesuches hauptsächlich die Integration in die schweizerische Gesellschaft massgeblich. Diese drückt sich wiederum durch die Teilnahme am Wirtschaftsleben oder den Erwerb von Bildung aus. Aus diesem Grund sei die Rückzahlungsfrist von zehn Jahren willkürlich und sachfremd: «Eine Person, die während acht oder neun Jahren ohne fremde Hilfe für ihre wirtschaftliche Existenz gesorgt hat, nimmt offensichtlich am Wirtschaftsleben teil», schreibt Willi Egloff. Ebenso bewiesen der positive Ein-

bürgerungsbescheid der Wohngemeinde und des Bundes, dass die beiden bestens integriert seien.

Drittens verstosse der Verfassungsartikel gegen das Rechtsgleichheitsgebot. Teilweise können Einbürgerungswillige wegen Krankheit oder anderen persönlichen Umständen die Integrationskriterien nicht gleich erfüllen wie andere. Deshalb werden diese auch stets anders beurteilt als Personen, die keinen Hindernissen dieser Art gegenüberstehen. Der neue Artikel bestimmt aber nur, dass Personen, die Sozialleistungen nicht zurückbezahlt haben, nicht eingebürgert werden. Er klammert somit individuelle Umstände aus und sieht keine Unterscheidung der Fälle vor, wodurch gewisse Personen diskriminiert werden.

Das Bundesgericht wählt den einfachen Ausweg

Würde das Bundesgericht auf diese Punkte eingehen, wäre der Verfassungsartikel ausgehebelt und die Initiative der JSVP praktisch rückgängig gemacht. Doch sein im Sommer veröffentlichtes Urteil stützt die Vorinstanz: Das Legalitätsprinzip sei nicht verletzt worden, es gebe keinen Hinweis darauf, dass eine Ausführungsgesetzgebung für den Verfassungsartikel verlangt werde. Auch die Konkretisierung der Zeitspanne über eine interne Wegleitung sei rechtskonform.

Auch wenn die Bundesrichter eingestehen, dass «sich grosszügigere Regelungen gut vertreten liessen», erachten sie die Rückzahlungspflicht von zehn Jahren nicht als unhaltbar oder willkürlich. Sie vergleichen die Frist mit anderen Verjährungsfristen im öffentlichen und privaten Recht. Ebenso stützen sie in ihren Ausführungen das Verwaltungsgericht und unterstreichen die Wichtigkeit der Rückzahlung von Sozialleistungen für die wirtschaftliche Integration und damit auch für die Einbürgerung.

Zuletzt sei für das Verwaltungsgericht «nicht ersichtlich», weshalb die

Rechtsgleichheit durch den Verfassungsartikel verletzt werden könnte. Zum Fall von Fatma und Hamza führt das Bundesgericht an: «Ein Härtefall sei nur ausnahmsweise gegeben und müsse sich mit gewichtigen persönlichen Umständen rechtfertigen lassen». Offenbar sind Fatma und Hamza keine Härtefälle, obwohl sich ihre wirtschaftliche Situation massgeblich aus der Bedrohung durch Fatmas Familie und der damit verbundenen Umsiedelung ergeben hat. Sie seien nicht «für unabsehbare Zeit» von der Einbürgerung ausgeschlossen. Die beiden haben im Jahr 2006 zum letzten Mal Sozialhilfe bezogen und so sei das Einbürgerungshindernis der Nichtrückzahlung 2016 – zehn Jahre nach dem letzten Bezug – sowieso weggefallen. Somit empfiehlt das Bundesgericht der Familie, lediglich erneut ein Einbürgerungsgesuch einzureichen.

Damit wählt das Bundesgericht den denkbar einfachsten Ausweg. Sowohl Verwaltungsgericht als auch Bundesgericht stellen in ihren Urteilen fest, dass die Voraussetzungen für eine Einbürgerung mittlerweile erfüllt seien. Anstatt davon ausgehend die Einbürgerung direkt zu ermöglichen, weisen die Gerichte die Familie lediglich darauf hin, dass sie ein neues Gesuch einreichen und das Einbürgerungsverfahren erneut durchlaufen könne.

Recht auf Einbürgerung?

Der Anwalt Willi Egloff sitzt in seinem Büro und repliziert den Fall seiner Mandanten: «Es ist eine Katastrophe. Das Bundesgericht hätte die Möglichkeit gehabt endlich einen wegweisenden Entscheid bezüglich der Einbürgerungspraxis zu fällen.» Er hätte gerne einen positiven Einbürgerungsentscheid direkt vom Bundesgericht gesehen, welches dadurch ein «Recht auf Einbürgerung» geäussert hätte. Mit diesem Wunsch stand er nicht alleine. Auch Professor Yvo Hangartner hatte bereits vor Jahren dafür plädiert, denn er hatte demokratische und grundrechtliche Problematiken in der Ermessensentscheidung gesehen. Doch die Bundesrichter, von denen einer den Grünen und der andere der SP angehört, sind offensichtlich anderer Auffassung. Nun dürfen sich Fatma und Hamza erneut dem jahrelangen Einbürgerungsprozess von Gemeinde, Bund und Kanton stellen. **text: vittoria burgunder, saare yosief; illustration: moritz koller**



Barbara von Rütte
Rechtsanwältin und Doktorandin am
National Center of Competence in Research (NCCR)
for migration and mobility studies

«Das Bundesgericht hat es verpasst, sich mit Frage nach einem Anspruch auf Einbürgerung angemessen auseinander zu setzen und verweist stattdessen auf den weiten Ermessensspielraum der Kantone. Das ist aus menschenrechtlicher Perspektive zu bedauern. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte anerkennt in seiner jüngeren Rechtsprechung, dass die Staatsangehörigkeit einen so zentralen Teil der sozialen Identität einer Person ausmacht, dass sie Teil des Rechts auf Privatleben sein kann. Es wäre erfreulich gewesen, wenn das Bundesgericht diese Argumentation aufgegriffen und die Rechte der betroffenen Personen gegenüber den Einbürgerungsbehörden auf kantonaler Ebene gestärkt hätte.»



Erich Hess
Nationalrat und Stadtrat, SVP

«Die vom Volk angenommene JSVP-Initiative hält den Grundsatz fest, dass es keinen Rechtsanspruch auf Einbürgerung gibt. Die eidg. Räte haben diesen, wie auch die übrigen Einbürgerungsbestimmungen, mit der Erhaltung der Kantonsverfassung am 11. März 2015 endgültig bestätigt. Ich finde es richtig, dass das Gesuch von Fatma und Hamza nach den neuen Bestimmungen beurteilt wurde. Bei Einbürgerungen gibt es keine «Härtefälle» – entweder man erfüllt die Anforderungen oder eben nicht. Ein neues Gesuch der beiden würde dies offenlegen. Für Hamza gilt besonders noch folgende Hürde zu meistern: Er darf nicht nur über eine Aufenthalts- sondern muss zwingend über die Niederlassungsbewilligung verfügen.»



Hasim Sancar
Grossrat, Grüne

«Die übereilige rückwirkende Umsetzung der Initiative hat mich persönlich überrascht. Demokratie-politisch ist eine rückwirkende Änderung überaus heikel. Es verursacht Rechtsunsicherheit im Sinne einer Unvorhersehbarkeit und beeinträchtigt das Vertrauen in den Rechtsstaat.

Im Zusammenhang mit der Initiative riefen mich viele Betroffene an, weil sie die Ablehnung ihrer Gesuche aufgrund früher bezogener Sozialhilfe nicht nachvollziehen konnten. Mit einer Motion wollten wir erreichen, dass hängige Fälle nach altem Recht behandelt würden. Schaden würde dies niemandem. Leider blieben wir ohne Erfolg.

Die Einbürgerung ist zwar kein Grundrecht aber ein demokratisches Recht, das zu einer modernen Gesellschaft gehört.»

Kommentar

Aus demokratischer Perspektive bedenklich

Es scheint, als wäre die Situation für Fatma und Hamza letztendlich nicht so tragisch. Denn ihnen wurde lediglich die Einbürgerung in einem «ersten Versuch» verweigert. Wie mühsam es auch sein mag: Sie können ja ein zweites Gesuch einreichen, welches voraussichtlich angenommen werden wird.

Die Schweizer Staatsbürgerschaft bedeutet jedoch mehr als das Privileg, mit dem roten Pass durch die Weltgeschichte zu tanzen. Nebst anderen Rechten geht oftmals vergessen, dass damit das Stimm- und Wahlrecht in unserer Demokratie erteilt wird. Schon nur die Anzahl der Ausländerinnen und Ausländern mit dem B- und C-Status beläuft sich auf fast zwei Millionen Menschen. Daher stellt sich die Frage: Weshalb ist uns Schweizerinnen und Schweizern deren politische Meinung egal?

Für eine demokratische Gesellschaft, welche sich das Volk als Souverän vorstellt, sind Stimm- und Wahlrecht zentral. Mit Referenz zu Yvo Hangartner: Über die Zeit hat sich die Vorstellung von Demokratie mit der Idee der Kulturnation vermischt. Nur Angehörige der eigenen Kultur und Sprache sollen entscheiden. Der Demokratie liegt aber zu Grunde, dass *alle* EinwohnerInnen in den politischen Prozess eingebunden werden. In der Schweiz können jedoch von zehn Personen, welche den B-, C- oder Schweizer-Pass haben und über zwanzig Jahre alt sind, zwei Personen schlicht nicht mitentscheiden. Es kann nicht geleugnet werden, dass für die politische Partizipation bestimmte Kenntnisse über die Schweiz und deren Gesellschaft elementar sind. Anhand der Geschichte von Fatma und Hamza stellt sich jedoch die Frage, ob nicht anders als über die Einbürgerung «nach Ermessen» das Privileg des Stimm- und Wahlrechts erteilt werden kann. **say, bilder: zvg**

Die Königin von Bern

Dragqueens sind Männer, die sich als Frauen verkleiden und dabei mit den gängigen Geschlechterstereotypen spielen. Die *bärner studizytig* hat die Dragqueen Clausette La Trine getroffen und festgestellt, dass nicht nur ihre Auftritte, sondern auch ihre Ideen pikant und subversiv sind.

Achim empfängt uns mit einem Glas Prosecco. Er sitzt auf einem weissen Lederstuhl, links von ihm ein metallener Koffer, der so hoch ist wie der massive Holztisch, auf dem er seinen Schminkspiegel stehen hat. Der Koffer ist voll mit Stiften, Pudern und Dosen. Vor Achim liegt, auf einer Unterlage aus Zeitungspapier, eine Art Malkasten, in dem sich Farben reihen, bunt

Achim wird nur noch für etwa eine Stunde Achim sein, dann ist seine Verwandlung zu «Clausette La Trine» abgeschlossen.

wie Konfetti. Von draussen wirft der Wind dünne Regenfäden gegen die Scheibe. Immer wieder tupft Achim seinen Pinsel in den Malkasten, führt ihn zum Gesicht und pudert sich damit mal die Wangenknochen, mal das Kinn, mal die Lider. Achim Steffen ist 38 Jahre alt und arbeitet als Raumverantwortlicher bei der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Doch das ist nicht der Grund, weshalb wir ihn an diesem Samstagabend besuchen. Achim wird nur noch für etwa eine Stunde Achim sein, dann ist seine Verwandlung zu Clausette La Trine, die gemäss verschiedener Zeitungen als die berühmteste Dragqueen von Bern gilt, abgeschlossen.

Dragqueens sind Männer, die sich mithilfe verschiedener Mittel dem weiblichen Stereotyp annähern. So gehören in der Regel ein geschminktes Gesicht, Frauenkleider und Perücken zu einer Dragqueen dazu. Doch auch die typischen Körpertechniken des anderen Geschlechts werden adaptiert, wie z.B. die Sprache oder die Bewegungen. Das alles, vereint in einer Gesamtperformance, ergibt das, was man eine Dragqueen nennt. Das Gegenstück dazu, also Frauen, die sich performativ dem männlichen Stereotyp annähern, nennt sich Dragking.

Die Königin der Nacht

Achims Geschichte als Dragqueen beginnt mit 16, als der gebürtige Walliser mit dem Videorecorder seiner Eltern heimlich den Film «Priscilla, Queen of the Desert» aufnimmt. Der Film erzählt von drei Dragqueens, die in einem ausgemusterten Schulbus eine Reise quer durch das australische Outback antreten. «Mir gefiel das Lebensgefühl, das dieser Film vermittelte, das wollte ich auch haben», erinnert sich Achim. Doch erst als es Achim 1999 nach Bern verschlägt, beginnt er als Dragqueen aufzutreten. Im Wallis sei man dafür zu konservativ, jede Bewegung werde dort kontrolliert, sagt Achim. Für ihn war klar, dass er am falschen Ort geboren worden sei, deshalb zog es ihn in die Stadt, wo er seine Homosexualität und seine Vorliebe für Drag ausleben konnte.

Heute wohnt Achim zusammen mit seinem Freund Terry in einer Wohnung in der Berner Altstadt. Die Decken sind hoch, die Räume weitläufig. In einer solchen Wohnung können sich auch sperrige Persönlichkeiten ausbreiten. Achim hat sogar einen separaten Raum, wo er seine unzähligen Kostüme und Perücken aufbewahrt, die er für die Verwandlung in Clausette braucht. Meist geschieht



Achim alias Clausette La Trine bereitet sich auf einen Auftritt vor. Die Verwandlung braucht ihre Zeit: etwa eine Stunde sitzt Achim vor dem Spiegel.

diese Verwandlung am Abend, wenn sich Achim auf einen Auftritt vorbereitet. Zusammen mit Terry tritt er regelmässig als Clausette La Trine & His Master's Voice auf. Die Shows sind ausdrucksstark. In einem Youtubevideo ist Clausette zu sehen, wie sie in einem ausladenden violetten Rock, schwarzen hohen Handschuhen und mit einem bodenlangen Schaal um die schmalen Schultern playback eine Oper inszeniert, die mit einem wummernden Electro-Beat unterlegt ist. Clausette bewegt ihren Mund total übertrieben, beinahe animiert, die Körperbewegungen sind exzentrisch. Weniger überladen sind Clausettes Auftritte als DJ. Regelmässig trifft man sie z.B. im Frauenraum in der Reitschule an.

Die Königin mit dem Schnauz

Eine Dragqueen zu sein heisst für Clausette aber auch politische Forderungen zu stellen: «Die Gesellschaft muss vom Mann-Frau-Denken wegkommen und aufhören die Geschlechter gegeneinander aufzuhetzen. Diskriminierung hat oft mit äusserlichen Merkmalen zu tun, die man aneinander sucht und anhand derer man sich dann ausgrenzt.» Clausette will Geschlechterrollen aufweichen. Durch Irritation soll am vorherrschenden binären

Geschlechterdenken gerüttelt werden, das betont Achim oft. Die Vermischung typisch weiblicher und typisch männlicher Attribute soll Menschen vor den Kopf stossen und ihnen vorführen, wie verwundbar ihr enges Verständnis von Mann und Frau ist. Und da muss man Achim recht geben: Drag irritiert. Man stelle sich vor, es stünde plötzlich eine schlanke, langhaarige Frau mit Vollbart vor einem. Wie sähe eine angebrachte Reaktion aus? Wäre dieser Mensch ein Er oder eine Sie? Klar ist, dass eine solche Begegnung ein kleines Erdbeben für das gängige Geschlechterverständnis bedeutete und bald fragte man sich, wie ein Konzept, das so labil ist, dass es bereits durch eine geschickte Kombination von Kleidung und Körperbehaarung aus den Fugen gehoben werden kann, Jahrtausende überdauern konnte.

Doch werden durch Dragqueens Geschlechterklischees nicht gerade auch zementiert? Dragqueens wie Clausette spielen mit Stereotypen und das nicht zu knapp. Für unsere Fotos posiert Clausette gepudert und mit lackierten Nägeln, dazu einen militärgrünen Overall und Lederstiefel mit hohen Absätzen, später im enganliegenden Abendkleid und mit Silberschmuck. Warum nicht einmal

**Ihn zog es
in die Stadt,
wo er seine
Homosexualität
und seine
Vorliebe für Drag
ausleben konnte.**



«Die Menschen glauben, man könne sein wahres Ich finden. Dabei ist es ein ständiges Suchen.»

In einer progressiven Gesellschaft sollte auch das Wechseln der Geschlechter erlaubt sein, findet Clausette.

mit einer Kurzhaarperücke, Jeans und T-Shirt, warum nicht Sneakers und Hoodie? Das Spielen mit weiblichen Stereotypen ist bei Dragqueens ein zentrales Motiv, das fällt auf. Es fragt sich, wie subversiv eine solche Performance ist. Für Achim ist klar, dass die Subversivität trotz dem regen Bedienen von Stereotypen ungebrochen bleibt. «Ich bin ein Clown, niemand kann ernsthaft glauben, dass ich eine Frau sei», sagt Achim und lacht. Früher habe er sich noch weiblicher geschminkt, heute liebt er es, zu überzeichnen. «Neulich ging ich als Lederschwester an eine Party, mit Polizeikappe, Lederweste, Lederhosen. Ich schminkte mich aber darunter als Clausette und habe dann den weiblichen Stereotyp mit einem total übertriebenen Pornoschnauz gebrochen.»

Die Königin mit den vielen Kostümen

Mit jedem Strich, den Achim an seinem weichen Gesicht vornimmt, wird seine Stimme ein wenig femininer, mit jedem Pinselstreich die Bewegungen und das Lachen ausschweifender. Noch die Stiefel geschnürt und die Perücke am Haarschopf befestigt, dann ist Achim verschwunden

und vor uns steht Clausette La Trine, eine Dragqueen, die mit ihrer stattlichen Grösse von über zwei Metern den Raum trotz ihrer schmächtigen Statur ausfüllt und sofort im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Mit Clausette ist eine soziale Rolle geschaffen, eine andere, Achim, hat sie verdrängt. Dragqueens sind seltene Masken auf der Bühne des Alltags. Sie führen uns vor Augen, wie soziale Rollen aussehen könnten, wenn wir uns stärker an unseren persönlichen Wünschen anstelle von gesellschaftlichen Konventionen orientierten. «Es ist unglaublich befreiend, wenn einem egal ist, was die anderen von einem denken», sagt Clausette und grinst, wohlwissend wie kitschig und zugleich selbstbewusst ihre Worte klingen. Indem man in verschiedene Rollen schlüpfe, merke man, welche Elemente einer Rolle man möge und welche nicht. Clausette ist das Ergebnis dieses ständigen Prozesses und wird sich vermutlich noch oft verändern. An eine finale, genuine Persönlichkeit glaubt Clausette nicht: «Die Menschen glauben, man könne sein wahres Ich finden. Dabei ist es ein ständiges Suchen.» Wie würde unsere Gesellschaft wohl aussehen, wenn sich mehr Menschen auf die

Suche machten? Wie viele Dragqueens und Dragkings gäbe es dann, wie farbig wäre unsere Gesellschaft? «Eine Vision für die Gesellschaft?», Clausette hält inne und denkt nach. «Zuerst müsste wohl der Kapitalismus abgeschafft werden», sagt sie nach einer kurzen Pause und lacht. Der Kapitalismus profitiere davon, wenn alle möglichst gleich seien. In einer progressiven Gesellschaft seien die Menschen aber unterschiedlich und tolerant gegenüber alternativen Lebensmodellen. Schlussendlich sollten Geschlecht und sexuelle Präferenzen beim Zusammenleben keine Rolle mehr spielen und auch das Wechseln sollte erlaubt sein, findet Clausette.

Wir verabschieden uns. Draussen ist es kalt. Der Regen hat zwar nachgelassen, doch die Wolken scheinen sich nicht entscheiden zu können, ob sie den Blick auf den Himmel freigeben wollen oder nicht und schleppen sich zögerlich dahin. Wir begegnen einer laut lachenden Gruppe von Menschen, die sich anlässlich des sechshundertjährigen Jubiläums des Berner Rathauses in Trachten gekleidet haben. Sie scheinen sich ganz wohl zu fühlen in ihren Kostümen. **text: yannic schmezer; bilder: sam von dach**

Wenn Leidenschaft leiden bedeutet

Immer wieder gelangen Fälle von sexuellem Kindesmissbrauch an die Öffentlichkeit, die grosse Betroffenheit auslösen. So zuverlässig wie der Volkszorn bei solchen Berichten hochkocht, taucht auch immer wieder die Frage «Wer tut denn so etwas?» auf. Eine Frage, die mit einem simplen «Pädophile machen das!» nicht beantwortet werden kann.

Seit der Volksinitiative «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen», die mit 63.5 Prozent Ja-Stimmen vom Schweizer Stimmvolk angenommen wurde, sind mehr als drei Jahre vergangen. Nun hat der Ständerat über die Umsetzung der «Pädophilen-Initiative» diskutiert. Eine Initiative, die mit ihrem Titel Menschen, die von einer psychischen Störung betroffen sind, stigmatisiert?

«Die «Pädophilen-Initiative» befasste sich aus meiner Sicht zu indifferent mit der Thematik. Verbietet man einfach allen «Pädophilen» lebenslänglich mit Minderjährigen zu arbeiten, so wird die Mehrheit der Täterschaft, die sexuelle Delikte an Kindern begeht, gar nicht erfasst.», erklärt Monika Egli-Alge, Geschäftsführerin des Forensischen Instituts Ostschweiz (Forio). Oftmals seien Missbrauchende nämlich nicht pädophil, sondern würden Kinder aus anderen Gründen missbrauchen. Zudem habe über die Hälfte aller von Pädophilie Betroffenen ihr sexuelles Verhalten unter Kontrolle und verübe keine Delikte. Egli-Alge weiss, wovon sie spricht –

das Forio ist eine der wenigen Fachstellen in der Schweiz, die Beratung und Therapie für Personen mit pädophilen Neigungen anbietet.

Pädophilie als sexuelle Orientierung

Pädophilie bezeichnet ein konstantes sexuelles Interesse an Kindern vor der Pubertät. Dabei werden zwei Haupttypen unterschieden: Von Kernpädophilie oder primärem Typus wird gesprochen, wenn das sexuelle Interesse sich ausschliesslich auf Kinder beschränkt, den sekundären Typus charakterisiert, dass neben dem sexuellen Interesse an Kindern auch eine sexuelle Ansprechbarkeit durch Erwachsene besteht. Gemäss der WHO ist Pädophilie eine psychische Störung, welche unter den sogenannten «Sexualpräferenzstörungen» verortet ist, wie zum Beispiel auch Nekrophilie, Zoophilie oder Sadomasochismus.

Pädophile Neigungen führen nicht automatisch dazu, dass sich jemand an einem Kind vergeht: «Aus Studien ist be-

Ein beachtlicher Teil der Betroffenen bleibt ein Leben lang straffrei – eine Tatsache, die kaum in die gesellschaftlichen Vorstellungen von Pädophilen passt.

kannt, dass zwischen 25 und 40 Prozent der von Pädophilie Betroffenen sexuelle Straftaten begehen», so Egli-Alge. Ein beachtlicher Teil der Betroffenen bleibt also ein Leben lang straffrei – eine Tatsache, die kaum in die gesellschaftlichen Vorstellungen von Pädophilen passt. Menschen mit pädophilen Neigungen verfügen auch nicht über einen grösseren Sexualtrieb als Menschen ohne pädophile Vorlieben. Wie Menschen ohne sexuelle Präferenzstörung erleben sie nur bestimmte Personen als attraktiv. Sehr oft geht es auch nicht einzig um die sexuelle Befriedigung – das Gefühl der emotionalen Verbundenheit zu einem Kind, etwa durch Verliebtheit, ist keine Seltenheit.

In der Schweiz gibt es schätzungsweise 20'000 Männer mit pädophilen Neigungen, was einem Prozent der Männer zwischen 18 und 75 Jahren entspricht. Breite Forschungen zu Frauen, die sexuellen Missbrauch an Kindern begehen, fehlen zwar bislang, aber entgegen der weitverbreitete Annahme ist Pädophilie kein Männerphänomen: «Es gibt aus unserer Sicht keine plausiblen Argumente, weshalb Frauen nicht auch pädophile Vorlieben entwickeln können sollten», bestätigt Egli-Alge – bisher hätten sich jedoch erst zwei betroffene Frauen bei ihnen gemeldet.

Wenn Missbrauchende nicht pädophil sind

«Von allen sexuellen Straftaten an Kindern werden weniger als die Hälfte von pädophilen Missbrauchenden begangen – die sexuelle Neigung ist demzufolge in über 50 Prozent der Fälle nicht Ursache für den Übergriff», erklärt Egli-Alge. Bei Personen, die nicht pädophil sind, fungiert ein sexueller Kindesmissbrauch einzig als eine Ersatzhandlung. Diese Täterinnen oder Täter wären grundsätzlich gar nicht sexuell an Kindern interessiert, der Missbrauch dient der Befriedigung anderer unerfüllter Bedürfnisse. Manchmal geht es den Missbrauchenden in erster Linie darum, das Verlangen nach Nähe oder Sexualität zu befriedigen, was sie aus verschiedenen Gründen, sei es etwa extreme Unsicherheit oder soziale Desintegration, nicht mit

Erwachsenen ausleben können. Manche wiederum haben andere Motive, sie wollen beispielsweise Macht ausüben und das Opfer erniedrigen. Mit Pädophilie hat dies wenig zu tun – ein kaum bekannter Fakt, der jedoch Folgen hat: So werden etwa bei der «Pädophilen-Initiative» Menschen mit pädophilen Neigungen unter Generalverdacht gestellt, während nicht-pädophile Missbrauchende ausser Acht gelassen werden – obwohl diese genauso Kinder sexuell missbrauchen können. Wichtig scheint also die Unterscheidung von pädosexuellen Handlungen, also sexuellen Handlungen mit Kindern, und Pädophilie. Da nicht jede

Lerntheoretische Überlegungen nehmen wiederum an, dass die Ursachen der Pädophilie darin liegen, dass erste sexuelle Erfahrungen schon im Kindesalter gemacht werden – so wird sexuelle Befriedigung an ein kindliches Körperschema gekoppelt. Diese frühere Verbindung kann unter gewissen Umständen auch später noch aktiv werden, was erklären würde, warum Kinder sexuell attraktiv erscheinen. Auch das Fehlen von sexuellen Erfahrungen in der Pubertät oder die Koppelung derer mit negativen Gefühlen, beispielweise durch das Erleben einer Kränkung, könnte pädophile Neigungen begünstigen. In der Neuro-

«Von allen sexuellen Straftaten an Kindern werden weniger als die Hälfte von pädophilen Missbrauchenden begangen – die sexuelle Neigung ist in über 50 Prozent der Fälle nicht Ursache für den Übergriff»

pädosexuelle Handlung pädophil motiviert ist, unterscheiden sich, je nach Handlungsmotiven, auch die therapeutischen Interventionen.

Ein ungelöstes Rätsel

Die Ursachen für Pädophilie sind bis zum jetzigen Zeitpunkt weitgehend unklar. In der Forschungsliteratur wird vermutet, dass sie das Resultat eines Zusammenspiels von psychischen, sozialen und biologischen Faktoren ist.

Verschiedene Strömungen der Psychologie schlagen unterschiedliche Erklärungsmodelle vor. Der frühe psychoanalytische Ansatz geht etwa davon aus, dass pädophile Ausrichtungen einen Versuch darstellen, ungelöste psychische Konflikte aus dem Kindesalter zu reparieren.

biologie und der Genetik wird diesbezüglich ebenfalls geforscht. Hirnscans liefern Hinweise, dass gewisse Prozesse bei Personen mit pädophilen Neigungen anders ablaufen als bei nicht pädophilen Probanden. Forschende vermuten ebenfalls, dass Pädophilie zu einem gewissen Prozentsatz genetisch bedingt ist.

So diffus die Antworten auf die Frage nach den Ursachen von Pädophilie ausfallen: Klar ist, dass pädophile Neigungen auch durch therapeutische Interventionen nicht verschwinden. «Man geht davon aus, dass sexuelle Neigungen unveränderbar sind», so Egli-Alge. Doch auch wenn die Vorlieben sich nicht umpolen lassen – was sich steuern lässt, ist das Verhalten der Betroffenen. Dort setzt die therapeutische Behandlung von Perso-

Manche Betroffenen ertragen ihr Schicksal kaum, verspüren grossen Ekel gegenüber sich selbst – Depression und Suizidalität sind keine Seltenheit.

nen mit pädophilen Neigungen an. Egli-Alge erklärt: «In der ersten Phase wird mit den Betroffenen ihre Lebensgeschichte genau analysiert, ein wichtiger Aspekt dabei ist das Aufarbeiten der eigenen sexuellen Vergangenheit. In der zweiten Phase erfolgt die Behandlung, meist geschieht dies in Einzeltherapie. Dabei liegt der Schwerpunkt auf Deliktfreiheit, der Akzeptanz der Neigung und auf Bewältigungsstrategien, welche die Betroffenen im Alltag unterstützen können.» Diese therapeutischen Interventionen können aufwendige Lernprozesse sein und über Jahre hinweg andauern.

Qualifizierte, fachpsychotherapeutische Behandlung zeigt gute Wirkung, davon ist nicht nur Egli-Alge überzeugt. Doch die Hürden, die dafür von Betroffenen überwunden werden müssen, sind gross. Ein Aspekt des Problems ist der Mangel an spezialisierten Fachstellen in der Schweiz: «Betroffene wenden sich mit ihrer Thematik auch wegen der erheblichen gesellschaftlichen Stigmatisierung kaum an niedergelassene Therapeutinnen und Therapeuten. Sie brauchen eine Anlaufstelle, die mit ihrer Thematik vertraut ist. Das senkt für Betroffene die Hemmschwelle, sich jemandem anzuvertrauen. Es braucht meist eine gehörige Portion Mut, uns anzurufen oder eine E-Mail zu schreiben, um eine Beratung oder Behandlung zu ersuchen», so Egli-Alge. Vorhandene Unterstützungsangebote sind gemäss Egli-Alge auch noch zu wenig bekannt: «Es wäre dringend eine Kampagne nötig, um die Betroffenen zu informieren, dass sie Unterstützung erhalten können.»

Immenser Leidensdruck

Von den Betroffenen, die sich beim Forio melden, haben etwa 80 Prozent Delikte begangen, der Rest ist bisher nicht straffällig geworden. Der Grossteil aller Angemeldeten hat sich freiwillig dafür entschieden, eine Therapie zu machen. Wobei der Begriff «Freiwilligkeit» wenig passend erscheint, wenn es um von Pädophilie Betroffene geht. Denn der Leidensdruck, der diese sexuelle Präferenz-

störung mit sich bringt, ist riesig: «Die Bewältigung des gesamten Lebens ist für Betroffene eine grosse Herausforderung. Sie können in der Regel mit niemandem über ihre Situation reden, verleugnen sich selbst und ihre sexuelle Neigung. Die Akzeptanz der sexuellen Ausrichtung ist ein beschwerlicher Weg, schliesslich haben sie sich diese Vorliebe nicht ausgesucht. Sie müssen jedoch lernen, diese zu akzeptieren», erzählt Egli-Alge. Viele leiden auch sehr darunter, dass sie mit ihren engsten Angehörigen nicht offen und ehrlich sprechen können. Manche Betroffenen ertragen ihr Schicksal kaum, verspüren grossen Ekel gegenüber sich selbst – Depression und Suizidalität sind keine Seltenheit. Die Tatsache, dass Personen mit kernpädophilen Neigungen nie eine Beziehung zu einem Menschen führen können, für den sie romantische Gefühle entwickelt haben oder den sie anziehend finden, ist für viele Betroffene niederschmetternd: Die Erfüllung ihrer sexuellen Wünsche ist auf legale Weise unmöglich. Auch das Konsumieren von Kinderpornografie ist verboten, die Produktion von kinderpornografischem Material stellt für die betroffenen Kinder einen massiven Missbrauch dar.

Neben der Schädigung der Opfer und den möglichen strafrechtlichen Folgen eines Kindesmissbrauchs leidet auch das soziale Ansehen der Missbrauchenden durch einen bekanntgewordenen Missbrauch sehr stark – kaum eine Straftat wird gesellschaftlich so geächtet wie der sexuelle Missbrauch an Kindern. Der gravierenden Folgen, die ein sexueller Kindesmissbrauch auf mehreren Ebenen mit sich bringt, sind sich die Betroffenen grösstenteils bewusst: «90 Prozent unserer Patienten wollen nie oder nie mehr straffällig werden. Sie bereuen zutiefst, wenn sie übergriffig geworden sind und sind hochmotiviert, ein deliktfreies Leben zu führen. Das Risikomanagement ist eine Heraus-

forderung, aber verglichen mit den vorher genannten Aspekten der Isolation und der Selbstverleugnung ist das vergleichsweise einfach zu bewältigen», ist Egli-Alge überzeugt. «Es gibt nur eine kleine Gruppe Betroffener, die unter erheblichen kognitiven Verzerrungen leidet, sich als Opfer – von wem auch immer – fühlt, andere für ihr Verhalten verantwortlich macht und ihre Situation bagatellisiert», berichtet Egli-Alge weiter.

Stigmatisierung schadet allen

Egli-Alge wünscht sich, dass die Thematik der Pädophilie und der Pädosexualität im öffentlichen Raum offener, differenzierter und unaufgerechter diskutiert würde. «Pauschale Verurteilungen, Vorurteile und Stigmatisierung sind nicht hilfreich – sie tragen nicht dazu bei, sexuellen Missbrauch an Kindern zu verhindern.» Das zusätzliche Schamgefühl, das eine gesellschaftliche Stigmatisierung der von Pädophilie Betroffenen nach sich zieht, wirkt sich kontraproduktiv auf den Kinderschutz aus: So braucht es noch mehr Mut, sich als Person mit pädophilen Neigungen professionelle Unterstützung zu suchen. Egli-Alge möchte Betroffene ermutigen, frühzeitig fachgerechte Hilfe zu holen: «Darüber reden, sich mit seiner persönlichen Situation auseinandersetzen, hilft.»

Für den Schutz von Kindern vor sexuellen Übergriffen ist unbedingt mit vereinten Kräften und harten Bandagen zu kämpfen. Eine generalisierende Vorurteilung von Menschen mit pädophilen Neigungen ist dabei aber weder nötig noch förderlich. «Prävention muss meiner Ansicht nach differenzierter dort ansetzen, wo Risiken bestehen», meint Egli-Alge. Also bei Personen, die pädosexuelle Handlungen begehen oder Gefahr laufen, in Zukunft übergriffig zu werden – egal, ob sie nun pädophil sind oder nicht. **text: karin roethlisberger**

Bussana Vecchia – Ein Spaziergang durchs «villagio degli artisti»

Eine internationale Gemeinschaft von Kunstschaffenden und eine autonome Zone – das verspricht das Ruinendorf Bussana Vecchia. Als einzige Ortschaft Italiens, neben Venedig, gibt es dort auch virtuelle Spaziergänge via Google Street View. Bereits Walter Benjamin besuchte Bussana Vecchia und 70 Jahre später Michail Gorbatschow. Was hat es mit diesem kleinen Dorf auf sich?

Vorbei an den teuren Villen der italienischen Riviera schlängelt sich die Strasse Richtung Berggipfel. Die pompösen, von hohen Hecken umgebenen Bauten suggerieren, dass es hierhin wohl eher die etwas besser Betuchten verschlägt – Meeresblick garantiert. Je weiter man der Strasse jedoch nach oben folgt, desto häufiger muss man Schlaglöchern ausweichen. Das Bild von einer reichen Gegend beginnt allmählich zu bröckeln. Auf einer alten Villa, sicherlich seit Jahren verlassen, steht «Vendesi», zu verkaufen, die Telefonnummer dazu wurde direkt an die Hauswand gesprüht. Hin-

ter der nächsten Kurve öffnet sich die Sicht und gibt den Blick auf das Ruinendorf Bussana Vecchia frei, das in der Ferne über der Landschaft thront.

Nähert man sich dem Dorf, stösst man auf eine kilometerlange Autokolonne am rechten Strassenrand, während am linken nur eine schmale Mauer aus rotem Backstein vor dem Fall in den Abgrund schützt. So wird in Bussana Vecchia parkiert. Neben den teuren deutschen Sportwagen – nicht selten mit deutschem Nummernschild – stehen die billigeren Fiats, denen oft schon ein Rückspiegel fehlt.

Anhand der Autos lässt sich schnell erahnen, wer hier bloss zu Besuch ist und wer hier wohl schon länger lebt.

Hat man mit etwas Glück einen Parkplatz nicht allzu weit vom Dorf entfernt gefunden, wird man nach einem kurzen Fussmarsch vom Restaurant «La Casaccia» begrüsst. Die halbe Strasse einnehmend, bieten die Tische eine wundervolle Aussicht auf das Meer und die umliegenden Hügel. Am Abend werden hier «Rostelle», Spiesse aus Ziegenfleisch, auf dem Grill zubereitet und serviert. Hier ohne Reservation einen Tisch zu bekommen, wird schwer.

Entstehungsmythos und der Staat

Vermutlich in jedem ligurischen Reiseführer zu finden, strömen jährlich tausende Reisende nach Bussana Vecchia, um zu sehen, was es mit diesem «villaggio degli artisti», wie es auf dem Wegweiser beschrieben ist, auf sich hat. Dabei war Bussana Vecchia lange Zeit ein ganz normales Dorf in den Bergen Liguriens, bis es 1887 von einem Erdbeben heimgesucht wurde. Laut der Legende, die man sich heute im Dorf erzählt, rannten die Gläubigen in die Kathedrale in der Mitte des Dorfes, um ihre Rettung bei Gott zu finden. Doch das Dach stürzte ein und all die Betenden wurden verschüttet. Nur der Pfarrer, der sich unter einer schützenden Kuppel beim Altar befand, überlebte den Einsturz. Die Nichtgläubigen flüchteten auf das anliegende Feld und überlebten das Erdbeben.

Anstatt das Dorf wiederaufzubauen, siedelte der Staat die Opfer näher zum Meer um. So kam es, dass Bussana für Jahrzehnte leer stand. Die Überlebenden wohnten von nun an im neu erbauten Bussana Nuova, während das Original den Beinamen «Vecchia», italienisch für alt, erhielt.

Anfangs der 1960er-Jahre wurde dem verlassenen und verschütteten Dorf neues Leben eingehaucht. Im Zuge des Zeitgeistes von «Flower-Power» und der Suche nach alternativen Gesellschaftsformen, trieb es zahlreiche Kunstschaffende aus ganz Europa in das kleine Dorf, die einen neuen Lebensraum suchten. Sie verfolgten die Vision einer durch die Kunst verbundenen Gemeinschaft. Die Häuser wurden wiederaufgebaut und Ateliers errichtet – die inoffizielle Gemeinde von Artistinnen und Artisten war erschaffen.

Erstmals ins Licht der Weltöffentlichkeit geriet Bussana Vecchia im Jahr 1968. Die italienischen Behörden hatten den Auftrag, das Dorf von den Besetzern zu räumen. Um diesem Schicksal zu entgehen, wandte sich die Dorfgemeinschaft an die internationale Presse, die das Geschehen dokumentieren sollte. Weil sich der italienische Staat vor negativer Berichterstattung durch eine gewaltvolle Räumung fürchtete, wurde das Unterfangen abgebrochen; die Besetzer blieben. Seither gab es weitere Räumungsbefehle – den letzten im Jahr 1999 –,



Eine der vielen Gassen, die zum Flanieren einladen.

die jedoch stets ohne Folgen blieben. Die Besitzrechte sind bis heute nicht geklärt.

Wovon das Dorf heute lebt

Nach einem kühlen Aperol Spritz vor der «Casaccia» kann es weitergehen. Man kommt am «Turning Point» vorbei, wo die Taxis halten und die Autos drehen können. Jenseits der «Campagnetta», der Dorfweiese, öffnet sich das Dorf nun dem Besuchenden. Zahlreiche Ateliers und Geschäfte zieren die engen Gassen, die Bussana durchziehen. Maler, Bildhauerinnen, Kunstschmiede, Musikerinnen; kurz: Kunstschaffende aller Art bringen diesen Ort zum Leben. Mit Leichtigkeit verliert man sich und landet in der «via degli archi». Neben den Workshops, in denen die Kunstschaffenden die Früchte ihrer Arbeit zu verkaufen versuchen, gibt es zahlreiche Ausstellungen und Projekte, die unentgeltlich gezeigt werden. Die Galerie «Laboratoria Aperto» bot zum Beispiel diesen Sommer sechs russischen KünstlerInnen eine Plattform, um ihre Werke zu zeigen. Über das ganze Dorf verteilt konnte man sich einer

Ausstellung von Schwarzweissfotos aus dem Alltag russischer Kleinstädte ergötzen. Trotz der grossen Anzahl von Besuchenden wirkt das Dorf nicht sonderlich touristisch: Es gibt keine «I Love Bussana Vecchia»-Shirts oder bunte Postkartenstände. Dafür gibt es mittlerweile Angebote auf Airbnb, bei denen Gäste eine ganze Wohnung für ein paar Nächte mieten können.

Da sich viele Bewohnerinnen und Bewohner mit dem Kunstverkauf allein nur mit Mühe über Wasser halten können, besitzen die meisten mindestens einen Zweitjob. Rinnt das Dach, ist Eigeninitiative geboten, da für Reparaturen an den oft baufälligen Gebäuden selten Geld vorhanden ist. Die Bewohnerinnen und Bewohner sind nach wie vor nicht Eigentümer der Häuser und bewegen sich deshalb in einer rechtlichen Grauzone. Durch das enge Zusammenleben mit wenigen Regulationen kommt es auch immer wieder zu Streitigkeiten zwischen Ansässigen. Überhören kann man diese kaum. «Che cazo voi!» hallt es von den Wänden der Gassen wider und nimmt spielend den kleinen Radius des



«tempus aeris» - Szene aus einer Performance des Kunstfestivals in Bussana Vecchia.



la casa del tempore
E il corpus di pietra et
del paese terremotato.

Dorfes ein. Arten diese Streitigkeiten aus, kommt es nicht selten vor, dass die Polizei bis hoch ins Dorf vordringt und eine schlichtende Rolle übernehmen muss. Lässt sich denn das heutige Bussana Vecchia überhaupt noch mit dem ursprünglichen Ideal einer autonomen Künstler-Innengemeinschaft in Einklang bringen?

Begegnung in der «Osteria»

Seit das Dorf wiederaufgebaut wurde, ist die «Osteria» der Treffpunkt schlechthin. Durch die Lage im Herzen des Dorfes und trotzdem mit Sicht auf das Meer, ist sie ein beliebter Treffpunkt. An manchen Tagen wird hier sogar Live Musik gespielt.

Bei einem Gin Tonic erzählt Marie-Eve ihre Sichtweise der Dorfentwicklung. Geboren in Paris, verbrachte sie als Kind so manchen Urlaub in Bussana Vecchia. In den 1990er Jahren – als sie 25 Jahre alt war – entschloss sie sich, in das kleine Dorf zu ziehen, und wurde so Teil der Gemeinschaft. Künstlerisch ist sie als Skulpteurin, Kostümbildnerin und Malerin aktiv. «Bussana ist eine Leinwand, auf

die jeder das projiziert, was er sehen will», sagt sie. Das Dorf rege die Fantasie an und lasse träumen. «Die Realität ist jedoch oft bitterer.» Marie-Eve erzählt von Leuten, die voller Energie und mit grossen Plänen ankamen. «Nach ein paar Jahren Bussana wurde ihnen jedoch bewusst, dass ihre Vorstellungen und Erwartungen doch nur Illusionen waren. Der Fall war dementsprechend tief.» Wie so oft, fehlte es am Geld: Italien unterstützte zwar die Erhaltung alter Kulturgüter, für die Förderung zeitgenössischer Künste blieb jedoch wenig übrig. Marie-Eve sieht jedoch auch eine positive Seite: «Bussana kann nicht die Möglichkeit für den Durchbruch bieten, aber die Erfahrung wirkt bereichernd für die künstlerische Entwicklung. Viele, die hier scheiterten, haben anderorts erfolgreiche Projekte gestartet.»

Für sie ist klar, dass das Ideal einer Gemeinde von KünstlerInnen nicht mehr existiert. Die Vorstellungen und Ansprüche der Ortsansässigen an die Gemeinschaft seien so divers wie ihre Nationalitäten – und Bussana sei in dieser Hinsicht

ein kleines Europa. Die Kunst sei präsent, jedoch lasse sich kaum von einer Gemeinschaft sprechen, die durch sie verbunden ist. «Viele haben eine ganz andere Vorstellung von dem, was Kunst ist.» Kooperation sei deshalb begrenzt und der Schaffensprozess eher individualistischer Natur. Obwohl der Kern des Dorfes noch aus Kunstschaffenden bestehe, seien heute längst nicht mehr alle in diesem Bereich tätig.

Alternative Geschichtsschreibung

Dadurch, dass Marie-Eve seit Jahren ein eigenes, kleines Archiv über Bussana Vecchia führt, kann sie auch weit aus mehr über die Geschichte erzählen als sonst wo zu finden ist. So lässt sich in keiner der verfügbaren Schilderungen etwas über die Geschichte unmittelbar vor der Besetzung der Künstlerinnen und Künstler finden. In den 1950er Jahren fand eine grosse Abwanderung vom Süden Italiens in den wirtschaftlich stärkeren Norden statt. Neuankommende liessen sich in Bussana Vecchia nieder, wohnten kostenfrei, und arbeiteten für die Blumenindustrie, die nach wie vor in Ligurien präsent ist. Während der Staat die erste, romantischere Besetzung halbwegs duldete, wurden die Zugezogenen mit allen Mitteln vertrieben. Höhepunkt dieser Entwicklung war die Zerstörung einiger Teile des Dorfes, um es unbewohnbar zu machen. Das Erdbeben war über die Zeit hinweg nicht die einzige destruktive Kraft in Bussana Vecchia.

In den 80er Jahren setzte eine neue Entwicklung ein. Marie-Eve berichtet von einem zunehmenden Immobilienhandel im Dorf. «Die Lire war damals eine schwache Währung. Leute aus dem Ausland nutzten diese Chance, um erschwingliche Häuser zu erwerben.» In keinem Immobilienbüro zu finden, lief der Ankauf der Häuser primär über Beziehungen. «Der Zusammenhalt in der Gemeinschaft wurde immer schwächer, denn viele der Käufer widmeten sich ganz anderen Sachen und nutzten ihren Sitz in Bussana bloss als Feriendomizil.» Zweithäuser bedeuten jedoch nicht zwingendermassen Urlaub: Es kamen auch neue Kunstschaffende in das Dorf, die noch heute Zeit in ihrem Haus verbringen, um etwa die nötige Ruhe und Inspiration für eines ihrer Projekte zu finden. Das sorgte jedoch für eine ganz an-

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination). Wegweiser zur Studienfinanzierung. Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

Die Bewohnerinnen und Bewohner von Bussana sind nach wie vor nicht Eigentümer der Häuser und bewegen sich deshalb in einer rechtlichen Grauzone.

dere Dynamik. Lebt und wirkt jemand an einem Ort, unterscheidet sich seine Perspektive von einer Person, die zwar von Zeit zu Zeit dort verweilt, jedoch ein ganz anderes Zielpublikum hat.

«Es sind gerade die Kunstschaffenden von ausserhalb, die vielleicht einen Teil ihrer Kunst in Bussana produzieren, jedoch für einen anderen Markt, die von ihrer Kunst leben können.» Marie-Eve nennt einen ortsansässigen Künstler, der seine Werke in London verkauft. Auch Leute aus dem Theaterwesen hätten Standbeine in Bussana Vecchia, seien aber auch in anderen Teilen Europas tätig. Darunter in Turin, Paris, am berühmten Theaterfest in Avignon, oder sogar im Kanton Bern.

Bevor Marie-Eve sich verabschiedet, erwähnt sie eine kleine Anekdote, wie ihr beim Rausbringen des Mülls Michail Gorbatschow und seine Frau begegneten. Als ihr ein Freund euphorisch zurief, der russische Staatsmann sei auf dem Weg nach Bussana Vecchia, schüttelte sie nur ungläubig ihren Kopf. Erst als sie dann die schwarzen Limousinen anfahren sah, glaubte sie seinen Worten. Obwohl es

bei einem kurzen Besuch blieb, war es für sie doch ein kleines Zeichen der Anerkennung. «Eine kleine Geste, welche die Existenz Bussana Vecchias bejahte.»

Blick in die Zukunft

Der Weg führt durch eine enge, steile Gasse weiter ins Herz des Dorfes. Bald trifft man auf die kleine Kirche «San Giovanni Battista». Durch ein Eisentor sieht man hinein. Auch hier ist das Dach durch das Erdbeben eingestürzt und die Natur im Begriff, das Kirchenschiff zurückzuerobern.

Während sich ein Teil der Ansässigen für Ordnung und Stabilität ausspricht, halten andere umso stärker an der Vorstellung eines autonomen Gebietes fest. Das erschwert es den Bewohnerinnen und Bewohnern gegen aussen als Einheit aufzutreten. Dieses Ringen der Ideologien könnte sich jedoch bald von selbst lösen: Der italienische Staat gab nämlich der Nachbarstadt Sanremo den Auftrag, Bussana Vecchia in ihre Verwaltung einzugliedern. In der Folge würde die rechtliche Lage geklärt werden. Zusätzlich wären zahlreiche Eingriffe in Bereichen wie Sicherheit oder Infrastruktur durchzuführen. Das kostet aber und Sanremo fehlt es an Geld.

Für eine allfällige Klärung der Rechtslage müssten viele Fragen beantwortet werden: Grundstücke mit Meeresansicht werden hoch gehandelt. Stehen diese nun den Besetzerinnen und Besetzern zu, welche die Häuser selber wiederaufgebaut haben und schon seit Jahrzehnten bewohnen? Oder wird Sanremo diese an den Höchstbietenden verkaufen, um die Legalisierung zu finanzieren, und damit die bisherigen Bewohnerinnen und Bewohner auf die Strasse setzen? Wird unterschieden

werden zwischen Ansässigen mit italienischer Staatsbürgerschaft und jenen aus anderen Nationen? Ob es ein Zweithaus oder der erste Wohnsitz ist? Was ist mit Steuern? Kurz: Wie geht ein moderner Staat mit einem alternativ organisierten Dorf wie Bussana Vecchia um? Die Zeit wird zeigen, ob das Dorf, wie bisher immer, seine Autonomie behalten darf. Bis etwas geschieht, geht alles nach dem Alten.

«La Barca»

Ein paar Schritte neben der kleinen Kirche stösst man auf einen sehr ausgefallenen Garten. Erst vor ein paar Jahren aufgebaut, versuchen die Besitzer, den Geist der ersten BesetzerInnen weiterleben zu lassen. Durch ein offenes Holztor, das links und rechts mit Götzenmasken, Wandtrophäen und weiterem Firlefanz geschmückt wurde, tritt man hinein. Über dem Eingang prangt ein Schild mit der schnörkeligen Inschrift «La Barca». Inmitten freilaufender Hühner und Gänsen bietet sich den Besuchenden ein Platz der Begegnung. Sessel in den verschiedensten Kunststilen, skurrile Objekte aller Art, ohne scheinbaren Zweck, und Gespräche in den unterschiedlichsten Sprachen charakterisieren diesen Ort. Hier kann man hinkommen, Wein trinken, musizieren, oder auch einfach nur entspannen – ganz ohne Zwang. Bezahlt wird nach eigenem Ermessen in eine Kollekte.

Der Weg zurück zum Auto führt entlang der kleinen Kirche über die «Campagnetta» und an der «Casaccia» vorbei talwärts. Wer sich angesichts des erhöhten Alkoholpegels die kurvige Strasse Richtung Bussana Nuova nicht mehr zutraut, muss sich keine Sorgen machen. In der «Barca» gibt es einen Schlafplatz für alle. **text & bilder: melchior blum**

Thömus
RAMPENVERKAUF
19.–22.10.2017
in Oberried
bei Köniz

www.thoemus.ch



AUF ZU THÖMUS, FERTIG, LOS!

Mountainbikes, E-Bikes, Rennvelos,
Citybikes, Kinder-Bikes, Schneesport,
Festwirtschaft, Meet & Greet.

DONNERSTAG & FREITAG
10.00 – 21.00 Uhr

SAMSTAG
09.00 – 21.00 Uhr

SONNTAG
09.00 – 17.00 Uhr



**«Momentan
werden kritische
Stimmen einfach
zum Schweigen
gebracht –
auf sehr gewalt-
tätige Art.»**

Kaum jemand politisiert und polarisiert wie sie. Seit etwas mehr als einem Jahr ist Tamara Funciello Präsidentin der JUSO Schweiz und auch unter ihr agiert die Jungpartei in gewohnt provokanter Manier. Wir haben mit ihr über Gewalt, linke Konsequenz und Gramsci gesprochen.

Mittlerweile hat das Semester begonnen, auch für dich. Du studierst Geschichte in Bern. Besuchst du überhaupt Vorlesungen oder fokussierst du voll auf die Politik?

Für die Uni habe ich momentan keine Zeit, das wäre völlig illusorisch. Das war eigentlich von vornherein klar, auch wenn ich nicht dachte, dass es ganz so schwierig würde, immerhin stehe ich täglich um viertel nach fünf auf. Sicher werde ich mein Studium irgendwann noch abschliessen, sonst bringt mich meine Mutter um (lacht). Hinzu kommt die dumme Regelung der Studienzeitsbeschränkung. Ich habe neben dem Studium immer schon gearbeitet, politische Arbeit zählt aber nicht als Grund zur Verlängerung der Studienzeits. Und dann höre ich in den Vorlesungen, dass sich die Jungen mehr politisch engagieren sollten...

Du hast einmal gemeint, die Bücher, die du liest, würden deine Eltern wohl nicht verstehen. Bist du die Intellektuelle in einer Arbeiterfamilie?

Von Zuhause habe ich eine intuitive Empörung mitbekommen, ein Gefühl für Gerechtigkeit. Meine Eltern waren sehr aktivistisch, haben Hilfsorganisationen gegründet und sich in Gewerkschaften engagiert. Die grosse theoretische Arbeit war aber nie ihr Ding. Diese Einstellung habe ich sicher auch übernommen in der Art, wie ich mich ausdrücke. Cédric Wermuth etwa verfasst einen intellektuellen Text nach dem anderen, was sehr wichtig ist, aber ich arbeite anders. Ich kenne meine politische Basis, ich weiss, nach welchen Systemen ich arbeite, aber das muss ich nicht der Welt mitteilen. Die Welt muss

mich verstehen. Ich versuche, so Politik zu machen, dass auch der Lehrling aus dem gegnerischen Lager sie versteht. Das ist extrem wichtig, geht aber häufig vergessen. Politik ist etwas, das im Leben der meisten Leute nur noch am Rand stattfindet. Das Ziel müsste doch sein, die Politik wieder ins Zentrum zu rücken und klar zu machen: Jede fucking Entscheidung im Bundeshaus betrifft dich! Genau so versuche ich Politik zu machen, auch wenn ich dabei etwas oft fluchen muss.

Deine Eltern waren hauptsächlich ausserparlamentarisch engagiert, ganz im Gegensatz zu dir. Unterstützen Sie deinen Weg?

(zögert) Ja, doch. Sie verstehen diesen Weg, auch wenn sie einen anderen gegangen sind. Mir selbst ist es egal wie sich Menschen politisch engagieren, Hauptsache sie tun es. Als ich für die Berner JUSO tätig war, hatte ich keine Probleme damit, wenn Mitglieder von uns sich in der Reitschule engagiert haben oder von der Reitschule zu uns gekommen sind. Ich habe selbst schon Leute zu der Alternativen Linken geschickt, weil sie von der Art zu politisieren dort wohl besser aufgehoben waren als bei uns. Meine Mutter bleibt trotzdem meine grösste Kritikerin. Sie bezeichnet mich immer wieder als arrogant (lacht).

Provokation ist ein von dir oft genutztes Stilmittel, beispielsweise als ihr im März BHs verbrannt habt, um für eine Frauen-Demo zu mobilisieren. Weshalb braucht es sowas?

Die Idee mit den BHs war ganz einfach eine Bieridee. Wir haben uns die Frage gestellt, was die Öffentlichkeit am

meisten schockieren könnte. Die Aktion ist dann innerhalb von fünfzehn Minuten entstanden. Die Frage nach Sinn und Zweck dieser Aktion ist einfach zu beantworten; wir waren anschliessend während zwei Monaten mit dem Begriff «hate speech» in den Medien. Die Leute wissen nun, was das ist, sie wurden sensibilisiert. Und nun auch zu der theoretischen Ebene: Ich bin überzeugte Gramscianerin, es gibt in jedem Herrschaftssystem eine Hegemonie, die den Rahmen des denkbar Möglichen bestimmt – heute ist dies die kapitalistische und ganz speziell neoliberale – und ich versuche links davon anzusetzen und diesen Rahmen zu verschieben. Das ist

«Von Zuhause habe ich eine intuitive Empörung mitbekommen, ein Gefühl für Gerechtigkeit.»

Diskursverschiebung nach Gramsci. Mit solchen provokativen Aktionen soll der Diskurs an neuen Orten ermöglicht werden, damit sich die Menschen neue Fragen stellen müssen. Häufig ist, was wir machen schon over the top oder zumindest schwer an der Grenze, aber es ist nötig, um gehört zu werden. Es braucht die Provokation, um den Menschen vor Augen zu halten, dass wir nicht in einer freien Gesellschaft leben. Die Calzedonia-Werbung ist siebenmal



«In dem Moment, wo man Kritik verstummen lässt, kommt man als Gesellschaft nicht mehr weiter.»

nackter, als wir es beim BH verbrennen waren, aber niemand schreibt darüber. Wenn ich Soukee zitieren darf: Wir müssen den Mittelfinger in die Wunde halten.

Wieso müsst ihr mit euren Aktionen immer so extrem sein? Hätte eine 35-Stunden-Woche oder eine 1:30-Initiative nicht auch gereicht?

Der sogenannte dritte Weg ist eine Illusion. Die Idee, sich in die Mitte zu bewegen und so den Medianwähler abzuholen ist Bullshit. Die SPD in Deutschland ist an dem zugrunde gegangen, das haben auch die letzten Wahlen gezeigt. Unsere Forderungen sind nicht aus dem Leeren

«Es braucht die Provokation, um den Menschen vor Augen zu halten, dass wir nicht in einer freien Gesellschaft leben.»

gegriffen. Die 25-Stunden-Woche beispielsweise berechnet mit ein, was wir seit den 60ern an Produktivität zugelegt haben. Dabei haben wir die Stunden um den Profit für die Konzerne gekürzt und auf die Bedürfnisse angepasst. Ich bin überzeugt, dass es keinen Profit für Wenige braucht, sondern dass wir die Bedürfnisse aller Menschen befriedigen müssen.

Also Protest Ja, Provokation Ja, Gewalt Nein?

Gewalt Nein. Das ist eine schwierige Diskussion, weil Gewalt meist sehr eindimensional verstanden wird. Gewalt kann auch institutionalisiert oder strukturell sein. Wenn ich gefragt werde, ob ich mich von Gewalt distanzieren, ist damit meist gemeint, ob ich mich vom verummten, flaschenwerfenden Sechzehnjährigen distanzieren. Und ja, ich finde die Aktion dieses verummten Sechzehnjährigen nicht zielführend. Aber ich distanzieren mich auch von struktureller Gewalt, von Staatsgewalt. Wir haben diese am eigenen Leibe erlebt beim Protest gegen die Miss-Schweiz-Wahl 2014. Wir saßen auf dem Bundesplatz und haben Flyer verteilt, als die Polizei kam und gezielt die jungen Mädchen auf den Posten genommen, ausgezogen und eine Körperöffnungskontrolle durchgeführt hat. Einige haben deswegen ihre Lehrstelle verloren und müssen immer noch mit den Konsequenzen leben.

Wo bleibt die Diskussion darüber? Linke Aktivistinnen und Aktivisten erleben diese Art der Gewalt regelmäßig, wie wir etwa in Hamburg gesehen haben.

Warst du selber in an den G20-Protesten in Hamburg?

Nein, aber ich wäre gegangen, wenn ich Zeit gehabt hätte. Solche Protestaktionen sind unglaublich wichtig, denn momentan werden kritische Stimmen einfach zum Schweigen gebracht – und zwar auf sehr gewalttätige Art. In dem Moment, wo man Kritik verstummen lässt, kommt man als Gesellschaft nicht mehr weiter.

Ist die Tamara, die hier spricht, noch dieselbe Tamara, wie die, die vor vielen Jahren in die JUSO eingetreten ist? Inwiefern hast du dich verändert?

Hoffentlich habe ich mich verändert. Ich bin fünf Jahre älter (lacht). Ich versuche aber nach wie vor, viele Rückmeldungen aus allen Ecken zu holen. Ich unterhalte mich mit Feministinnen und Feministen, Anarchistinnen und Anarchisten, Marxistinnen und Marxisten und versuche aus all diesen Stimmen etwas zu schaffen, das für mich stimmt.



«Man unterschätzt, dass es auch innerhalb der SP noch radikale Positionen gibt. Die über 60-jährigen Mitglieder sind radikal as hell.»

Dürfte gar nicht so einfach sein. Als Linke lebst und arbeitest du in einem System, das du ablehnst.

Stimmt, wenn ich könnte, würde ich den ganzen Tag auf der Strasse verbringen anstatt im Bundeshaus mit irgendwelchen Dudes zu sprechen. Aber die Lösung ist eben nicht so einfach. Wir können uns schon zu fünfzehnt in ein stilles Kämmerchen zurückziehen, über die Weltrevolution diskutieren und hoffen, dass die Erleuchtung über die ganze Gesellschaft kommt. Dieser Plan wird aber nicht aufgehen. Wir müssen versuchen, innerhalb des Systems die Regeln zu ändern. Die JUSO hat sich 2008 dafür entschieden, wieder in die Mitte der Gesellschaft zurückzukehren, anstatt am linken Rand zu vergammeln. Das heisst dann auch, mit bürgerlichen Medien zusammenzuarbeiten oder Parlamentsarbeit zu betreiben.

Tamara Funicello ist auf allen Kanälen präsent, du hast eine riesige Medienpräsenz, von SRF bis *studizytig*. Weshalb tust du dir solche Auftritte wie bei Glanz & Gloria an?

Ich will 99% der Menschen von unserer Politik überzeugen. Und dafür muss ich sie erreichen. Dazu gehört auch, dass mich die Menschen nicht nur als komplette Psychopathin wahrnehmen, sondern eben auch als Mensch.

Du bist nun schon seit mehr als einem Jahr JUSO-Präsidentin. Dein Weg ist doch schon vorgespurt. Wann geht's definitiv zur SP?

Dass ich zur SP wechsele, ist überhaupt nicht sicher. Klar ist, dass ich politisch aktiv bleiben werde, weil ich ein politischer Mensch bin. Das muss aber

nicht zwingend innerhalb einer Partei sein. Ich engagiere mich in der Politik nicht, um gewählt zu werden, sondern um die Welt zu verändern. Aber falls ich mal ernsthaft einen Job ausserhalb der Politik suchen sollte, muss ich wahrscheinlich auswandern (lacht). Ich meine, google mich mal. Im Internet gibt's sehr viel Trash über mich.

Hätte ein Cédric Wermuth oder ein David Roth vor ein paar Jahren nicht das Gleiche gesagt? Mittlerweile sitzen beide für die Mutterpartei im Parlament.

Keine Ahnung. Aber was Cédric sagt, ist nach wie vor extrem radikal. Vielleicht hat er ein wenig seinen Stil geändert, aber der Inhalt ist nah an seiner alten Position. Man unterschätzt, dass es auch innerhalb der SP noch radikale Positionen gibt. Die über 60-jährigen Mitglieder sind radikal as hell. Das kommt wahrscheinlich daher, dass du am Anfang des Lebens nichts zu verlieren hast und gegen Ende auch nicht mehr. Die Frage ist, ob ich in einem bürgerlichen Kanton wie Bern überhaupt gewählt würde mit meiner Oppositionspolitik. Aber ich werde mich auf keinen Fall verstellen. Nächstes Jahr werde ich bei den Grossratswahlen kandidieren.

Was machst du als Ausgleich zur Politik?

Ich habe ein super Umfeld von Freunden und Familie, welches mir unglaublich wichtig ist. Ansonsten mache ich genau das Gleiche wie alle anderen auch. Ich gehe an Partys, an Festivals, und ich reise gerne. Aber in allem bin ich extrem. Ich kann nicht einfach Landhockey spielen, nein, ich muss im Nationalteam sein. Ich kann nicht einfach in der JUSO sein, sondern muss Präsidentin werden. Wenn ich etwas mache, dann zu 150 Prozent und so, dass es mein ganzes Leben einnimmt. **text: dominique bitschnau, luca hubschmied; bilder: sam von dach**

Thomas (25) aus Bern fragt:

Lieber Experte, kann man den Medien noch trauen?

Lieber Thomas,

Auf was genau möchtest du denn gerne vertrauen? Es gibt in dem nebulösen Kosmos, der sich hinter dem Schlagwort «die Medien» verbirgt, so einiges, worauf du vertrauen kannst. Darauf, dass das, was das Medium deiner Wahl kolportiert, eine unverfälschte, objektive Wahrheit darstellt, ist jedoch das letzte, worauf du blind vertrauen solltest. Journalist_Innen sind nicht Herolde der Wahrheit. Es sind Menschen, die sammeln, selektieren, gewichten und präsentieren. Selbst wenn sie dies ausschliesslich von einem idealistischen Journalismusbegriff gelenkt tun, stellen sie selbst noch immer einen Filter dar, durch den die Realität gequetscht wird. Persönliche oder politische Befangenheiten, redaktionelle Zwänge, Zeitdruck und Ressourcenmangel sind hier noch gar nicht mit eingerechnet. Du kannst den Medien vertrauen, wenn du sie bewerten kannst und weisst, aus was sich der Filter zusammensetzt, durch den du die Realität gerade präsentiert bekommst. Ähnlich wie bei Statistiken muss man Medien nicht nur konsumieren, sondern auch «lesen» können – und sie vor allem nicht unhinterfragt als Autoritäten akzeptieren. Bei diesem hinterfragenden Unterfangen sollte man jedoch aufpassen, dass man sich nicht von

selbsternannten Renegaten übertölpeln lässt, die das Wetter über die «Systempresse» zum Geschäftsmodell gemacht haben. Diese erkennt man häufig daran, dass ein Grossteil des redaktionellen Schaffens aus subjektiven Meinungsbeiträgen besteht – wie zum Beispiel diese Kolumne. Auf der anderen Seite sind Kolumnen, Kommentare und ähnliches ex cathedra-Geschwafel billig und schnell geschrieben. Im Idealfall kannst du darauf vertrauen, dass mit ihnen nicht nur ein bestimmtes Narrativ beackert wird, sondern letztlich auch journalistisch wertvolle, relevante Inhalte «quersubventioniert» werden. Wenn du also eine Faustregel möchtest für den Grad an Vertrauen, den man einem Medienerzeugnis schenken sollte: Je mehr Ressourcen, desto weniger Zwänge. Je weniger äussere Zwänge, desto mehr Raum für die Entfaltung von ethisch-moralischen Journalismusambitionen.

Vertrauenswürdige Grüsse, Dein Experte **nw**

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**



EHB

EIDGENÖSSISCHES
HOCHSCHULINSTITUT FÜR
BERUFSBILDUNG

Schweizer Exzellenz in Berufsbildung

MASTER OF SCIENCE IN BERUFSBILDUNG

- wissenschaftsbasiert und praxisorientiert
- interdisziplinär: Ökonomie, Psychologie, Soziologie und Erziehungswissenschaften
- mehrsprachig (d/f/e)
- 120 ECTS, 6 Semester (Teilzeitstudium)

Beratung und Anmeldung:
+41 58 458 27 38, msc@ehb.swiss

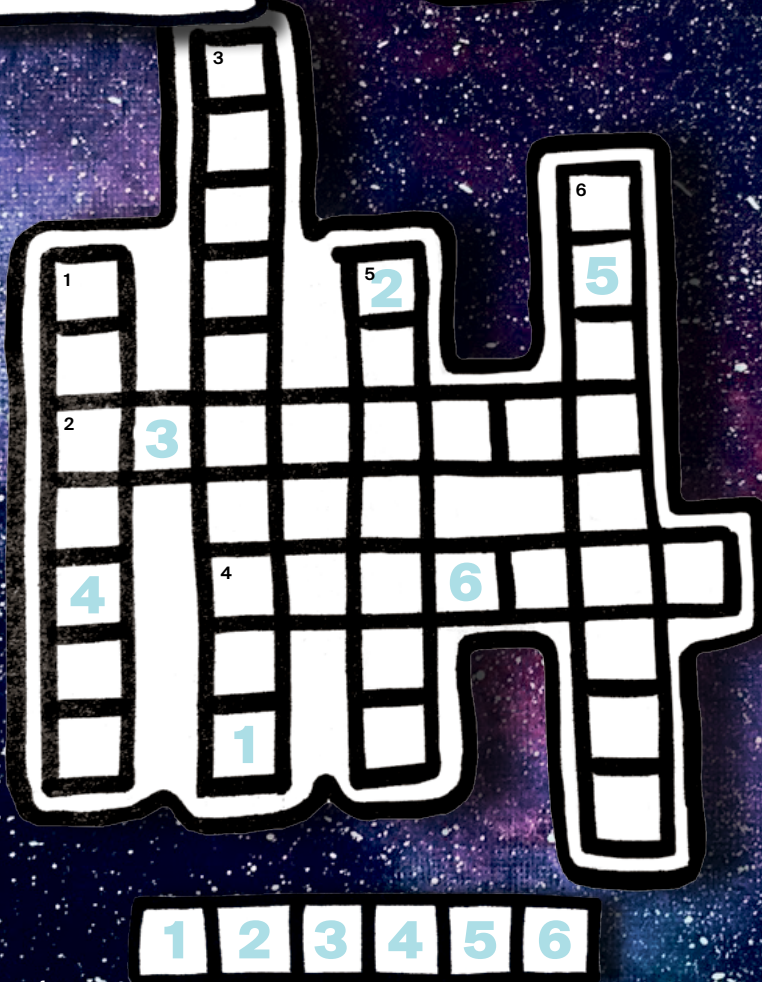
www.ehb.swiss/MSc, www.iffp.swiss/MSc, www.iuffp.swiss/MSc



Das galaktisch

gute
Rätsel!

1. Humorvollster Wassersporttrend
2. Berner Singer/Songwriter – in Südamerika zuhause
3. Wovon man in Bern nicht zuviel trinken sollte
4. Voyeuristische Schmetterlinge
5. Buttersatz – Hipsters liebste Beere
6. Schwingender Gewinn an jeder Chilbi



rätsel: philipp aebi,
jonas hirschi; gestaltung: afa

Sende das Lösungswort bis am 25.10.2017 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung am 4.11.2017 des Stücks «Verdingbub» von Konzert Theater Bern. Viel Erfolg!



Hier noch ein Stein
und Einstein (höhö).

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'308 Exemplaren.

Redaktion

Dominique Bitschnau (dob),
Melchior Blum (meb) David Burgherr (dab),
Vittoria Burgunder (vib), Sam von Dach (svd),
Rafael Egloff (re), Alice Fankhauser (afa),
Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj),
Andrea Knecht (akn), Noah Pilloud (nop),
Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras),
Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus),
Mathias Streit (mas), Nicolas Weber (nw),
Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva

Bilder: Sam von Dach

Layout: Alice Fankhauser

Illustration: Moritz Koller

Rätsel: Philipp Aebi, Jonas Hirschi

Lektorat: David Burgherr

Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf,
Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

Liliane Schuler, inerate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern

info@studizytig.ch, www.studzitytig.ch

Druck

Gassmann AG, Biel

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #10:
30. 11. 2017

Inerate-Aannahmeschluss: 30. 11. 2017
Erscheinungsdatum (Versand): KW 51

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Herold (he), Nils Wyssmann (wy),
Angela Krenger (ak), Flavia von Gunten (fvg)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortliche SUB-Vorstand:

Pia Portmann, pia.portmann@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Marco Wyss

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

Zwei Jahre SUB-Seiten: Wo stehen wir?

Anders als an vielen anderen Universitäten gibt es an der Uni Bern eine unabhängige Studierendenzzeitung – du hältst sie gerade vor dir: Es ist die *bärner studizytig*. Die Studierendenvertretung (SUB) zahlt ihr einen Beitrag, weshalb im hinteren Teil der Zeitung die SUB-Seiten abgedruckt werden. Seit ihren Anfängen 2015 übernahm ich die Koordination dieser Seiten.

Die SUB-Seiten zeichnet aus, dass sie darüber berichten, was an der Uni und in der SUB los ist, aber auch allgemeine Themen aufgreifen, die für Studierende relevant sind. Da die SUB-Seiten über eine eigene Redaktion verfügen, bleibt Zeit, um sich intensiv mit dem Uni-Alltag zu beschäftigen und ausführlich recherchierte Artikel dazu zu schreiben, differenzierte Meinungen von Universitätsangehörigen einzuho-

len und spannende Porträts und aktuelle Analysen zu publizieren. Ich bedanke mich herzlich bei allen, mit denen ich während meiner Arbeit als Redakteurin SUB-Seiten zusammenarbeiten durfte. Dazu gehören nebst den vielen Interview-Partner_Innen insbesondere meine Redaktionskollegin Flavia von Gunten und der SUB-Vorstand sowie das Team der *bärner studizytig*. Flavia hört ebenfalls auf und ich bedanke mich herzlich für ihr Engagement.

Mit dieser Ausgabe übernehmen neu Chiara Herold und Nils Wyssmann die Gestaltung der SUB-Seiten. Ich wende mich nach zwei spannenden Redaktionsjahren voll meinem fortgeschrittenen Studium zu. Ich wünsche allen, die die SUB-Seiten möglich machen, viel Unbefangenheit und den Mut, Fehler zu machen.



Angela Krenger war von 2015 bis 2017 Redakteurin der SUB-Seiten. Sie studiert Philosophie und Recht im Master. bild: zvg

Die meisten Themen sind schwierig, wenn die unangenehmen Fragen nicht ausgelassen werden. Ich bin gespannt auf die zukünftigen Berichte! **text: angela krenger**

Ghört & Gseh

«I säg dr, we ig lesbisch wär – I hätt mi ar Uni scho i mindischtens drü Froue verliebt.»

Morgendliche WC-Konferenz im Hauptgebäude

Leidenschaftslos verteilt ein BWL-Student Flyer für eine Bier-Pong-Party. Viele lehnen ab, schlagen eine andere Richtung ein. «Gratis Gipfeli!», ändert er seine Strategie, und tatsächlich: Seine Hände verteilen nun emsig Einladungen – aber nicht lange. Ein erzürnter Gipfeli-Lover kommt zurück und motzt: «Uf däm Flyer isch aber es Bier druff!»

«Essen! Schlafen! Schreiben!»

Irgendwie will sie nicht mehr so recht: Die Studierendenzahl der Uni Bern. Dabei war sie doch eben noch mopsfidel. Erst 2014 schwang sie sich mit Leichtigkeit zur 17'000er Marke empor – und jetzt: Stagnation. Lausige +0.5% gegenüber dem Vorjahr. Bei Bachelor und Master gar ein Rückgang. Nur die Doktoratszahlen steigen leicht und retten ins Schwarze.

Die Berner Zeitung (BZ) weiss: Das ist ein Problem. Denn Stagnation – das ist der Stillstand vor dem Fall. Wer in die Stagnation gerät, kommt ins Straucheln. Er fängt sich eine Depression oder schlittert in eine Krise. Deshalb bereits der Titel ein Imperativ: «Die Uni muss um Studis buhlen». Der findige BZ-Reporter wollte es genau wissen. Er hakte nach: Was, liebe Uni, gedenkt Ihr nun zu tun?

Vize rektor Moretti gab sich auf Anfrage gewissenhaft-besorgt. Man sei sich bewusst, dass man nun «sanfte Marketinganstrengungen» vornehmen müsse, um «die Positionierung der Uni auf dem Markt der Studierenden» zu stärken. Das Hauptproblem sei ihm längst klar:

Schlechte Maturand_Innen, die an die Uni übersiedeln. Denn wer am Gymer Mühe hatte, hat auch an der Uni Schwierigkeiten. Das wisse man von Statistiken.

Ist das Problem einmal erkannt, so ist die Lösung schnell gefunden. Die Uni weiss, wie sie trotz geburtenschwacher Jahrgänge wieder Wachstum in die Sache bringen kann: Sie muss «in die Hirne ihrer Studierenden investieren». Vor allem in die Hirne schlechter Maturand_Innen. Dazu hat das Vizerektorat eine neue Fachstelle für Lernen und Gedächtnis («Synapso») gegründet, die Lerntrainings für Studierende anbietet.

In ihren «unterhaltsamen» und «lehrreichen» Lernvideos werde die Fachstelle «sehr konkret». Man sieht eine Psychologin mit einer Banane in der Hand, «um Studis zu regelmässiger Verpflegung zu animieren». «Essen! Schlafen! Schreiben!», fasst die BZ das Mantra der Fachstelle zusammen. Und am Schluss des Artikels fragt sich die Zeitung erstaunt, «warum das nicht schon früher vermittelt wird». – Ja, warum eigentlich? **text: wy**

Auf in die Zweiklassen- Uni!

Die geplante Studiengebüherhöhung für Ausländer_innen ist unverantwortlich. Denn sie bricht mit einem zentralen demokratischen Prinzip: Dem gleichen Zugang zu Bildung für alle.

Manchmal vollzieht sich der Umsturz leise. Irgendwo in einem staubigen Büro, auf dem Tisch einer Sachbearbeiterin, ganz sachte auf dem Verordnungsweg. Vielleicht wird auch die geplante Studiengebüherhöhung ein solcher Umsturz gewesen sein. Denn bisher hat fast niemand etwas davon bemerkt.

Es wäre eine Schreibtisch-Revolution. Geplant auf Seite 114f. im Entlastungsberichts 2018 des Kantons Bern, vollzogen im Berner Grossratsaal – mitten in der Stadt. Im Bericht des Regierungsrats geht es um Kürzungen bei den Staatsausgaben: Weniger Geld für Bildung, Gesundheit, Soziales – insgesamt 185 Millionen Franken. Ermöglicht würde damit eine Senkung der Gewinnsteuer für Unternehmen – vor allem Aktienbesitzer_Innen profitierten also davon.

Dosen-Pelati statt frische Tomaten

Geplant ist ein radikaler Systemwechsel: Zum ersten Mal müssten ausländische Studierende höhere Studiengebühren bezahlen als inländische – und dies, obwohl wir alle dieselben Leistungen beziehen. Betroffen wären alle «Bildungsausländer» – also diejenigen unter uns mit einer ausländischen Matura. Es sind nicht bloss Einzelfälle: An der Uni Bern geht es um jede 8. studierende Person, insgesamt also um über 2'000 Personen, die jährlich 400 Franken mehr bezahlen müssten.

Nun wird man sagen, 400 Franken seien nicht alle Welt. Und ja, es stimmt: Wahrscheinlich werden die Leute das Geld schon irgendwie auftreiben können. Sie werden es auftreiben müssen. Falls nicht, gehen sie halt nicht mehr ins Kino. Statt frischen Tomaten kaufen sie dann Dosen-Pelati und die 300-seitigen Lehrbücher fotokopieren sie von uns, den Minderbesteuerten, statt sie wie wir in der Buchhandlung zu kaufen.

Und sonst, wenn alles nichts hilft, brechen sie das Studium ab. Und damit ihr Leben in der Schweiz. Denn häufig ist ihre Aufenthaltsbewilligung an die Immatrikulation geknüpft.

Wer hat reiche Eltern?

Das Fiese an der Kürzung ist nicht nur das Geld – es ist ihr diskriminierender Kern. Mit ihrem Sparpaket bricht die Regierung mit einem zentralen Prinzip unseres Landes: dem gleichen Zugang zu Bildung für alle – unabhängig von Alter, Nationalität oder Geschlecht. Denn wer höhere Studiengebühren bezahlen muss, bringt mehr Zeit mit Arbeiten – und hat weniger Platz fürs Studium. Für Zuziehende aus dem Ausland wird es deshalb schwieriger sein, an der Uni mitzuhalten – ausser sie haben reiche Eltern.

Das Programm treibt die Uni Bern noch ein Stückchen weiter in die Inzest-Falle. Unter dem Strich würde die Uni durch die Vorlage ein Stück homogener – und fast sicher etwas langweiliger. Denn die Hürden für ausländische Studierende würden steigen. Man kann das für eine gute Sache halten. Für die Uni ist es allerdings schlecht. Denn ohne internationale akademische Debatten verkümmert auch die Wissenschaft. **text: nils wyssmann**

Du wärst von der geplanten Studiengebüherhöhung betroffen und möchtest dich dagegen wehren?

Dann melde dich bei der SUB: carole.klopfstein@sub.unibe.ch

Mein Name, meine Identität!

Wer sein Geschlecht anpasst, wechselt oft auch den Namen. Doch die Uni-Administration zögert, diese Änderungen zu akzeptieren. Für manche hat dies unangenehme Folgen.

Was bedeutet es für deinen Alltag, wenn du als «Frau» aufwächst, aber eigentlich nie eine warst? Wenn das bei Geburt zugeordnete Geschlecht nicht deiner eigenen Identität entspricht? Für Studierende an der Uni Bern erforderte diese Tatsache bislang vor allem eines: Geduld – und Mut. Denn bis jetzt anerkennt die Uni-Administration Namensanpassungen von Transmenschen nur zögerlich – wodurch eine Lawine von Problemen ausgelöst wird. Die dringendsten erläutert **Sascha** (Name geändert) für diesen Artikel.

«Bei jeder einzelnen Veranstaltung müssen die Dozierenden informiert werden, dass mein alter Name auf der Teilnehmerliste in ILIAS erscheint, ich aber trans bin und anders heisse. Manchmal vergessen sie es wieder oder mein alter Name landet trotzdem auf der Anwesenheitsliste, weil diese häufig direkt von ILIAS übernommen wird. Das ist demütigend. Mein alter Name geht niemanden etwas an und ist irrelevant für meine Kommiliton_Innen.»

Hohe Hürden an der Uni Bern

Manche fragen sich jetzt, warum Menschen wie Sascha nicht einfach eine neue Legi mit dem von ihnen gewünschten Namen ausgestellt wird. «Die Uni Bern setzt die amtliche Namensänderung als zwingend voraus für die Anpassung

der Dokumente», erklärt Alecs Recher, Jurist und Gründer von Transgender Network Switzerland. Die Voraussetzungen der amtlichen Namensänderung und Geschlechtseintragsanpassung bestimmt jeder Kanton selber. Sie können von einer Hormoneinnahme bis zu einer ärztlichen Bestätigung, dass man trans* ist, reichen. Vom Einreichen des Gesuches bis zum Entscheid verstreichen mehrere Monate, auch kostet die Änderung um die 300 Franken. Eine hohe Hürde also für die rund 85 Transmenschen an der Uni Bern, um an eine neue, passende Legi zu gelangen.

«Die Uni-Mailadresse mit dem alten Vornamen ist ein grosses Problem. Sie erscheint in Gruppenmails an ganze Kurse, womit ihn alle Kommiliton_Innen sehen können. Sie ist praktisch unbenutzbar, um Mails zu versenden. Ist es trotzdem nötig, ist das mit psychischem Stress verbunden.»

Anders ist die Situation an den Unis in Zürich und Luzern. Letztere ermöglicht bereits seit fünf Jahren auch Transmenschen ohne amtliche Namensänderung, den neuen Namen auf Uni-Dokumenten zu übernehmen. Ein Formular genügt: Wenig Bürokratie für eine solch wichtige Angelegenheit. Eine ähnliche Lösung möchte die SUB an der Uni Bern einführen. Gemeinsam mit anderen Interessensgruppen fordert sie,

dass die Unileitung Leitlinien erstellt, wie Transmenschen Vornamen und Personenstand ändern können. Im Moment klärt die Uni ab, inwiefern Möglichkeiten dazu bestehen. Wie lange es bis zum Entscheid dauert, ist nicht bekannt.

«Muss ich mich für Uni-externe Dienste, zum Beispiel Datenbanken, die man für Arbeiten braucht, mit der Legi identifizieren, gibt es immer Probleme und ich muss mich erklären.»

Eine grosse Belastung

Mit der Bundesverfassung im Hinterkopf, wundert sich Jurist Alecs Recher, dass die Uni Bern die studierenden Transmenschen noch immer warten lässt: «Laut Verfassung muss der Staat Menschen in ihrer Geschlechtsidentität achten und darf die Transidentität nicht offenlegen. Die Uni als staatliche Organisation hat also die Pflicht, Transmenschen durch angepasste Dokumente zu schützen.» Er habe gemerkt, dass oft das Verständnis für die Tragweite des Namens bei Transmenschen fehle. Auch an der Universität Luzern, wo er mit den Zuständigen in Kontakt war, hätte zuerst ein Bewusstsein für die Probleme geschaffen werden müssen. Recher weist darauf hin, dass für manche Transmenschen ohne die Namensanpassung ein Studium an der Uni fast nicht möglich sei, zu gross wäre die Belastung. «Das

Wohlbefinden und die Chancengleichheit aller Studierenden sollten für die Uni zentral sein», so sein Fazit.

«Mit dem Campus-Account kann man sich das Office 365 gratis herunterladen. Das ist super, denn das Programm ist teuer. Das Programm wird allerdings mit dem Immatrikulationsnamen unabänderlich gekennzeichnet. Dieser hängt an allen Dokumenten, die damit erstellt werden. Das macht es sehr unangenehm, damit zu arbeiten, geschweige denn, damit erstellte Dokumente zu verschicken.»

Pia Portmann, Vorstandsmitglied der SUB und verantwortliche Person für Gleichstellung sieht das genauso: «Es ist die Aufgabe einer Studierendenvertretung, sich mit Anliegen zu befassen, welche die Mehrheit, aber auch die Minderheiten betrifft.» Keiner Minorität soll das Studium verwehrt bleiben. Auch sei bei einer ganzheitlichen Bildung das Bewusstsein für die Bedürfnisse von Minoritäten genauso entscheidend, wie das studienspezifische Fachwissen. Deshalb bemühe sich die SUB, die Lebensrealitäten aller Studierenden zu unterstützen und sichtbar zu machen.

Bist du trans* und möchtest an der Uni deinen richtigen Namen verwenden? Tipps und Beratung findest du bei der SUB!

www.sub.unibe.ch, Beratung, LGBTQ+



Die Uni-Legi wurde bisher mit dem amtlichen Namen versehen. Die SUB will das nun ändern.

Auf dem Radar

Frühling im Oktober

Das Unifestival geht in die nächste Runde. Endlich wieder Tanzen statt Pauken und Balzen statt Büffeln. Dieses Jahr mit mehr Akustik, mehr Bern und weniger Abfall. In der Mensa, im Hörsaal und im Hauswirts-Schuppen. Elf Bars, drei Bühnen, eine Tonne Freude – und Du!

Areal Unitobler, Bern, 28. Oktober 2017, ab 20 Uhr. @UnifestivalBySUB

Eine kleine Rebellion

Hier wird diskutiert, dass es kracht. An der Nacht der Bildung bleibt kein Stein auf dem anderen. Zu radikal sind die Gedanken, zu stark die Argumente. Die Veranstalter_Innen haben einiges vor: Sie wollen die Uni neu erfinden. Ein Abend voller Workshops, Diskussionsrunden und Politik.

Lange Nacht der Bildung, Uni Bern, 16. November 2017, ab 17.00 Uhr. www.nachtderbildung.ch

Sichere dir jetzt auf www.sub.unibe.ch Gratis-Eintritte für Veranstaltungen wie:

An Lár (Celtic Folk)
in der Mahogany Hall am 14.10.

Troubas Kater
in der KUFA Lyss am 21.10.

Folientango
im ONO am 31.10.

Slam Poetry
in der NMS am 07.12.

«Und, was machsch

när dermit?»

Von wegen Wahlfreiheit. Redete ich mit Menschen über mein Studium, zerrten sie mich mit Ratschlägen und Warnungen in ihre Richtung. Der soziale Druck machte mir die Studienwahl zur Qual. Am Ende blieb mir nur eins: Abhauen.

«Besonders empfehlen kann ich heute die «tarte de rien», bei deren Auf-der-Zunge-zergehen-lassen Sie feststellen werden, wie süss die Beschäftigung mit dem Nichts ist.»

Eigentlich war mir klar, was ich studieren würde: Philosophie. Warum, hab ich mich nie wirklich gefragt. Andere taten es bei jeder Gelegenheit. Warum sollte jemand sowas wie Philosophie studieren wollen? Ist es nicht vor allem Rekapitulation von schon Gedachtem, vor unserer Zeit Niedergeschriebenem? «Eh...ja, scho», druckste ich jeweils rum, und erinnerte mich an einen Schulausflug. Der Lehrer sagte einen Satz, der sich mir einprägte: «Nur wer versteht, was war, versteht, was ist». Darum ging es mir. Ich wollte ergründen, was ich hier eigentlich sollte. Philosophie schien mir da goldrichtig.

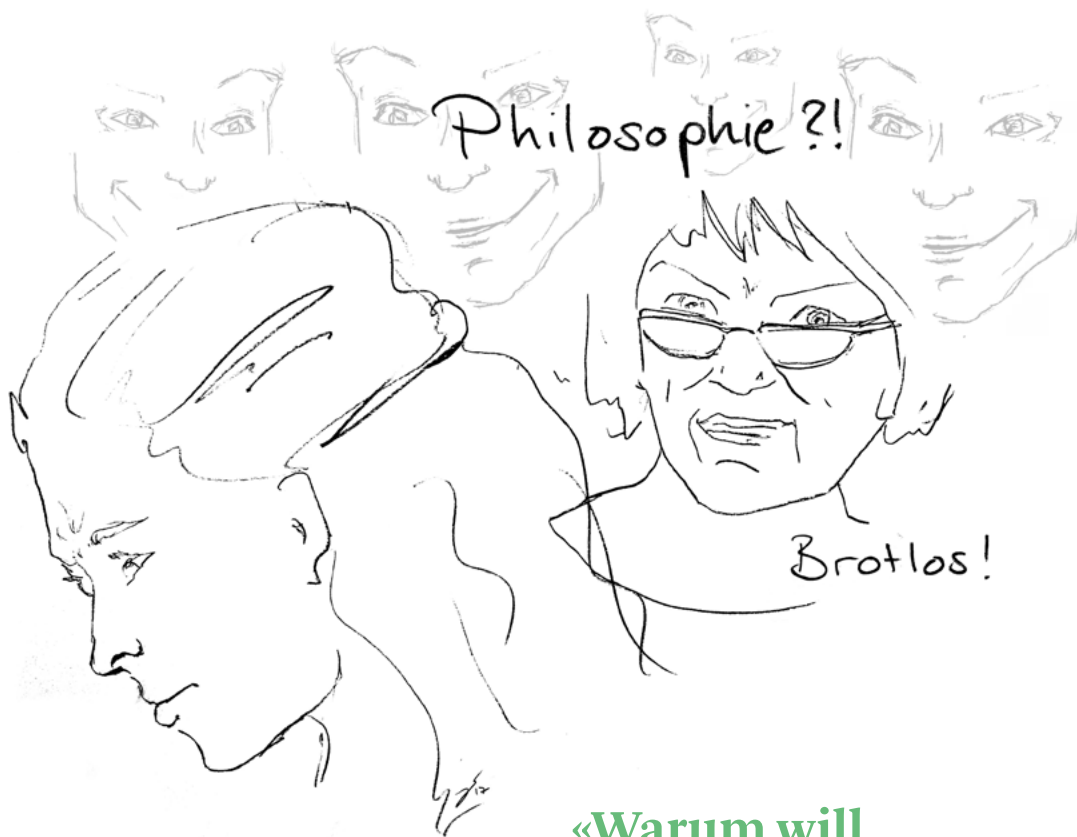
Um mich den Leuten zu erklären, suchte ich nach einer geeigneten Sprache. Ich entwarf ein silbernes Präsentiertablett mit Argumenten, das ich den Zweifelnden hinhielt: Schaut, ich bin ausgerüstet mit vielen «JA!»s für dieses Ding «Philosophiestudium», das euch unheimlich erscheint. Da hätten wir einmal solide Pasta aus Formulieren, Hinterfragen und Aufdecken, angerichtet an einer neugierigen Sauce, gepfeffert mit Klarheit und Verstand. Besonders empfehlen kann ich heute die «tarte de rien», bei deren Auf-der-Zunge-zergehen-lassen Sie feststellen werden, wie süss die Beschäftigung mit dem Nichts ist.

Eine Wut auf die Gesellschaft

Für jedes Gegenüber stellte ich ein neues Menü zusammen. Zum Beispiel für Typ A: der Angeber. Überzeugt vom eigenen Weg, würde er alles nochmal genau so machen. Zeigt kein Interesse an mir als Mensch, sondern nur daran, mich herauszufordern. Das liess ich zu, weil ich dachte, es würde mich belustigen. Dem war nicht so. Mein Tun widerte mich an, ich fühlte mich kriecherisch.

Schwierig war Typ B, der Skeptiker: Menschen mit wenig Selbstvertrauen, die mir aus Erfahrung von riskanten Wegen abraten. Selbst unzufrieden in ihrem Dasein, können sie anderen ihre Begeisterung nicht abkaufen und denken, da sei doch was Anderes dahinter. Sie fragen, ob ich eine schwierige Kindheit hatte und raten zu etwas Aktivem, das weniger kopflastig ist.

Und dann gab es noch Menschen wie meine Grossmutter, die mich nicht einmal zeigen liessen, was ich mir für sie ausgedacht hatte: «Momou, sofern de öpis machsch, sofern de öpis machsch, aber säg mau, was eigntlich? Philosophiere, aha, mou...Chlei gsprächle mit de angere? U de när! när, he! Wöu... es steut sech haut scho geng d'Frag! Vom Nääär... Chli rede über Sache, das machi o fei gärn, he. Aber gäu, das bringt dr de schlussändlech nüt.



«Warum will ich etwas studieren, das mir angeblich kein Geld bringt?»

Weisch we dr Grosspapi aube id Bude isch, bini du scho einsam gsi, aber lieber, gäu, lieber, aus dassers nid hätt gmacht. Geng ischer guet ga schaffe. U äbe, so heimer du o id ferie chönne! Wosch ja gwüsswägä nid öpis lehre, wod nid id Ferie chasch?»

Ich nickte: Jaja. Aber Nichts-sagen ist Zustimmung. Ich fühlte mich schlecht, nicht gescheitert, aber schlecht. Ich wollte einstehe für mich und für die Geisteswissenschaften, einstehe für alle, die nicht meine Grossmutter sind. Alle Nicht-Onkel und Nicht-Tanten dieser Welt, die ihren eigenen Weg gehen. Warum lässt man mich nicht einfach machen? Ich entwickelte eine Wut auf die Gesellschaft, die mich mit ihren Krallen in ihre Richtung zerren wollte.

Auf Identitätssuche

Nach der Wut meldete sich der Zweifel. Warum will ich etwas studieren, das mir angeblich kein Geld bringt? Ich befand: Weil mir Geld nicht so wichtig ist wie ihnen. Ich wusste zwar: Es war eine lausige Schein-Antwort auf eine lausige Schein-Frage, um mir selbst wieder Mut zu geben. Denn wenigstens ich musste mir in der Sache sicher sein. Ich war die Stimme, die mich ermunterte: «Alle deine Entscheidungen werden gut sein».

Zugegeben: Es hätte nicht unbedingt Philo sein müssen. Ich interessiere mich eigentlich für viele Studiengänge. Aber Philosophie vereinte, was mich faszinierte: Ethik, Kunst, Existenzfragen. Doch sie verstanden mich nicht. Um denken zu lernen, könne ich grad so gut etwas «Nützliches» lernen.

Ob ich unsicher wurde, weil ich dem Rechtfertigen überdrüssig wurde? Äusserst sokratisch, wusste ich allein, dass ich nichts mehr wusste. Was schön war. Weil es das Feld öffnete. Wieder neugierig geworden auf andere Disziplinen, verwarf ich das Gefundene. Mich wieder auf den Weg zu machen: Ein abenteuerliches Vorhaben. Da stand ich, Identifikationsmöglichkeiten reihenweise wegpfeffernd, bereit, mich komplett neu zu erfinden.

Ein regelrechter Test

Also hiess es: Selbstfindung! Reisen wurden geplant. Nach Irland ging's, an die wilde Atlantikküste, auf die Insel des Biers und des Scheiterns, der Musik und der Gutmütigkeit. Ich verliebte mich in die Melodie und Rhythmik der irischen Sprechweise. Ich verstand, dass es mir nicht nur um die Liebe zur Weisheit ging, sondern auch um Liebe für Geschichten. Ich wollte mich mit Theorie befassen, aber auch mit Emotionen und den Feinheiten von Sprache.

«Egau was – du muesch nur wöüä», gibt sich die Grossmutter nun mit meinem Englisch-Studium zufrieden. Warum trauen wir anderen nicht zu, Entscheidungen für ihr Leben zu treffen? Als seien nur ausgetretene Wege vernünftig!

«Und, was machsch när dermit?», wird nicht aus Interesse gefragt. Es scheint mir ein regelrechter Test zu sein, bei dem innerlich schelmisch und wissend gegrinst wird, schon bevor die Frage über die unschuldig lächelnden Lippen kommt. **text: chiara herold; illustration: jana schwab**



B E K B

| B C B E

Für Studierende, die mehr wollen



MAESTRO-STUcard

Mehr Unabhängigkeit

Ausbildungskonto mit Maestro-STUcard zum Geldabheben und Bargeldlosbezahlen

Mehr Rabatte

Über 600 Partner für Ausgang, Shopping, Skifahren, Essen, Open Airs, Elektronik, Lifestyle-Gadgets und vieles mehr

Mehr Wettbewerbe

Im Wert von CHF 250'000.– pro Jahr mit hoher Gewinnchance



... und viele weitere Deals!

STUcard.ch App GRATIS downloaden und alle Vorteile entdecken!

